



Frauen mit einer Mission: Empowerment durch Begegnung

INHALTSVERZEICHNIS

Inhaltsverzeichnis	3
Vorwort	5
Vom Senfkorn zum Baum Anna Frank.....	7
Kameruner Frauen – neue Kreaturen – lebendige Steine Annemei Renz.....	9
Wie ein Streit zur Freundschaft führte Christel Rathke-Blüttgen	11
Dank an meine Schwestern für alles Teilen Dorothea Frank.....	12
5 Jahre Empfangen und Geben, miteinander arbeiten und feiern Elisabeth Weinreich-Schwarz	15
Aus 3 werden 14 – Trotz «weisser Insel» tiefes Hineinwachsen in die kamerunische Gesellschaft Esther Strub	17
Sudan - Kamerun und zurück Frieda Burgstaller.....	19
Und erstens kommt es anders und zweitens als frau denkt Gertrud Ernst.....	21
Lebensnahe Verkündigung und praktisches Christentum Gisela Fankel	23
Tambe Ananjeh Hanni Egli.....	26
Mädchen für alles in Kamerun Herta Burgstaller.....	29
Wann werden wir eins in der Gegenwart Christi? Irmhild Lyonga-Gauch	31
Jesus, ich folge dir. Johanna Oberlerchner.....	35
Begegnungen mit Engeln und grossen Müttern Lisa Meyer.....	38
«Ins Wasser fällt ein Stein...und ist er noch so klein, er zieht doch weite Kreise» (M. Siebald) Maria Schlenker	40
Meine Begegnung mit Frauen in Bamenda und Bafut Margarete Hengstler	42
Ein unerwarteter Aufbruch in die praktische Mitarbeit in einer afrikanischen Kirche Ruth Epting	45

Es war Samstagnachmittag	
Sr. Margrit Schmid	46
7 Jahre der fetten Kühe – genährt vom Lebensmut kamerunischer Frauen	
Züsi Schnyder-Scheuermeier	47
Impressum	50

VORWORT

Liebe Leserin, lieber Leser

Im Jahr 2015 wird die Basler Mission ihr 200-jähriges Bestehen feiern. Ich hoffe, dass aus diesem Anlass eine Publikation über die «Frauen in der Mission» herausgegeben wird. Mit Blick darauf habe ich dieses Jahr zunächst zum 50-jährigen Jubiläum der Frauenarbeit in Kamerun eine Schriftensammlung herausgegeben.

In dieser Schriftensammlung geht es um die Geschichte jener Frauen, die in der Zeit vor der Gründung von mission 21 in Kamerun gearbeitet und gewirkt haben. Im Vergleich zu den früheren Zeiten der Basler Mission sind die Publikationen über und von Frauen in den fünfziger und sechziger Jahren mager. Es ist uns ein wichtiges Anliegen, ihre Erfahrungen, ihre Weisheit, ihre Enttäuschungen und Freuden zu dokumentieren, nicht nur für die heutige Leserschaft, sondern auch für spätere Generationen.

Das Thema «Frauen in der Mission: Empowerment durch Begegnung» hat viele bunte Facetten. Was diese vielen Frauen aus allen Himmelsrichtungen gemeinsam doch alles erreicht haben: Frauen, die in den verschiedenen Ländern gewirkt oder die in Basel Büroarbeit geleistet haben, die als Sammlerinnen Geld für die gute Sache der Mission gesammelt oder in den Gremien dieses Werkes – ehrenamtlich oder nicht – Frauenanliegen gefördert haben. Und nicht zuletzt gedenken wir der Frauen in den Partnerländern, die die Europäerinnen mit unglaublicher Gastfreundschaft empfangen und so ihren grossen Beitrag geleistet haben. All diese Frauen hatten eine fast unerschöpfliche Beharrlichkeit.

Die hier genannten Frauen sind zu verschiedenen Zeiten und mit unterschiedlichen Aufgaben ausgereist. Schon bei der Anfrage für einen Beitrag merkte ich, wie bescheiden sie alle sind, wenn es um ihre Leistungen geht. Die Mehrheit antwortete zunächst, sie hätten nicht viel zu schreiben, sie hätten keine grosse Arbeit gemacht, nur den Haushalt und so weiter. Doch ob als mit ausreisende Ehefrau oder als selbständig Beauftragte; alle haben ihrem Umfeld unschätzbare Dienste erwiesen, wofür wir sehr dankbar sind. Ich finde, die Errungenschaften dieser Frauen sollten in einem angemessenen Rahmen geehrt und rückblickend gefeiert werden.

Dies besonders deshalb, weil sie in der postkolonialen Zeit weder paternalistisch noch maternalistisch vor Ort gewirkt haben. Darum sind sie auch durch Begegnungen mit Kamerunerinnen bereichert und ermächtigt zurückgekehrt. In der Zeit des Ausbruchs aus überholten Rollenbildern und des Rufs nach gleichberechtigter Teilhabe an der Macht lösten sie nach ihrer Rückkehr in ihrem Umfeld kirchliche und politisch-gesellschaftliche Veränderungen aus.

Ich bedanke mich sehr bei den Frauen, die ihre Beiträge geleistet haben,
und wünsche Ihnen spannende Lektüre.

25. April 2011, Basel, Meehyun Chung

*Anmerkung zu den biografischen Angaben: Die Angaben zu Einsatzort,
-zeit und Funktion stammen von den Autorinnen.*

VOM SENFKORN ZUM BAUM

*Anna Frank*¹

Ich war von Januar 1964 bis Juni 1979 in Kamerun, mit einem Jahr Unterbrechung für ein Weiterbildungsstudium. Ich empfinde es als ein Privileg, die Anfänge der Christian Women Fellowship (CWF) Bewegung miterlebt und mit gestaltet zu haben.

Es war eine Zeit des politischen Umbruchs in ganz Afrika. Viele Staaten erhielten ihre Unabhängigkeit. Kirchen wurden selbständig. Aus Missionskirchen wurden unabhängige Kirchen mit einer eigenen Kirchenverfassung. Es herrschte Aufbruchstimmung auf allen Ebenen. Man war bereit, die eigenen Geschicke in die Hand zu nehmen und Verantwortung für die Zukunft zu tragen. Auch bei den Frauen in Kamerun war diese Aufbruchstimmung zu spüren. Sie gründeten Gruppierungen wie die «ndola bito» (die Liebe der Frauen). In der Buea-Region gab es Gruppen, die eine ,«sorry bank» ,eine Art Krankenkasse, auf die Beine stellten. Allen Mitgliedern war eine grosse Beerdigung zugesagt.

Es ist nicht leicht zu beschreiben welchen Bedürfnissen diese Gruppierungen Rechnung trugen. Den Mitgliedern war zugesagt, daß sie aus den gemeinsamen Kasse - alle Mitglieder zahlten einen kleinen Betrag ein - bei einem Krankheitsfall eine Beihilfe zu bekommen. Es stellte sich aber bald heraus, daß viel mehr Krankheitsfälle vorhanden waren als man fristgerecht ausbezahlen konnte. Die Auszahlung verzögerte sich um viele Monate, wurde aber nicht vergessen. Das mit der "großen" Beerdigung war aber auch sehr wichtig. Alle Mitglieder nahmen an der Beerdigung(Totenfeier) teil, gekleidet in Weißen Kleidern, das war eindrucklich. Es zeigte doch die Wichtigkeit der Verstorbenen. Also Krankenkasse und Lebensversicherung war zusammen. Diese Art Sparkasse ist in Kamerun häufig anzutreffen. Einig Menschen tun sich zusammen und legen jeden Monat einen festen Betrag zusammen. Ein Mitglied aus der Gruppe bekommt dann den gesamten Betrag ausbezahlt. So hat derjenige Geld um eine größere Anschaffung zu machen und die andern haben so Geld angelegt und somit sicher. In der Zeit als es noch keine Banken gab, eine gute Möglichkeit zu sparen. Das Ganze nannte man Jangy. Es ist in den ländlichen Regionen sicher immer noch praktiziert.

Diese Gruppen integrierten sich später in das Christan Women Fellowship.

1961 bestätigte die Synode die Ordnung, die für die christliche Frauenbewegung der CWF ausgearbeitet worden war. 1962 wurden die ersten Leiterinnenkurse abgehalten. Christliche Frauen sollten dazu ermutigt werden, Gott mit Freuden zu dienen, in der Familie, in der Kirche und in der Gesellschaft. Erkennungszeichen der Verbundenheit war die gemeinsame Uniform (gelb-blau-weiss), entsprechend der afrikanischen Mode.

¹ Einsatz als Diakonin für die Frauenarbeit zwischen 1964 und 1979

Um die Bewegung bekannt zu machen, gingen wir hinaus in die Dörfer und Städte und stellten das Programm vor. Wenn die Frauen Freude daran fanden und weiterlernen wollten, ermutigten wir sie, eine Gruppe zu gründen, ihre Leiterin zu wählen, eine Vorsitzende zu bestimmen und eine vertrauenswürdige Frau zu benennen, die die kleinen Beiträge der Gruppe verwaltete. So waren wir unterwegs mit unserem Landrover oder, wenn die Strasse endete, zu Fuss, mit dem Boot, wenn es in die Mangrovenwälder oder den Fluss entlang ging. Ausgerüstet mit Feldbett, Moskitonetz, Verpflegung und Arbeitsmaterial und unserem Hund Strolchi als treuem Begleiter.

Wir besuchten Kikume, Ngolo Batanga, waren im Mamfe – Over-side, stiegen hinauf ins Upper Bakossi und nach Bangem und fuhren übers Meer nach Ubenekang. Wir, das waren Maria Schlenker, Grace Eneme (die erste kamerunische Mitarbeiterin in der Frauenarbeit), später Helen Atem, Frida Maliva und Janet Winchester, um nur einige Namen zu nennen.

1967 konnten wir in Kumba das Frauenzentrum eröffnen. Wir hatten Platz für 40 Frauen (Kinder nicht eingerechnet), zwei Unterrichtsräume, Büros, Gästezimmer, Lehrküche mit 4 Musterküchen, Kindergarten, Speisesaal und Kapelle. Die Kapelle wurde zum Mittelpunkt unserer Arbeit, durch Morgen- und Abendgebete, Gottesdienste und Abendmahlsfeiern. Hier hielten die Frauen auch ihre ersten eigenen Andachten und übten ein, was sie zu Hause weitersagen wollten.

Der Lehrplan in den Leiterinnen- und Hauswirtschaftskursen umfasste alle Themen, die die Frauen interessierten. Mit einem Stoffverteilungsplan machten wir Vorschläge, was in den wöchentlichen Frauengruppen behandelt werden konnte.

Jährliche Höhepunkte waren die Bezirksfrauentreffen, genannt «Rallies». Ein buntes Programm füllte den Tag. Besonders wichtig war das Bibel Quiz, bei dem man beweisen konnte, was man im vergangenen Jahr gelernt hatte.

Ein Fenster zur weiten Welt war der Weltgebetstag der Frauen. Viele Gruppen schlossen sich auch der «Fellowship of the Least Coin» an. Mit ihren Opfern gedachten sie der Frauen, die in anderen Kontinenten ihre eigenen Probleme zu bewältigen hatten und wurden somit in die weltweite Gemeinschaft der Frauen eingebunden.

Während der letzten Jahre meines Aufenthalts galt es, die kamerunischen Leiterinnen zu unterstützen und zu beraten, und die Verantwortung nach und nach aus den Händen zu geben. Um einen grösseren Mitarbeiterinnenstab zu bekommen, begannen wir mit ökumenischen Bibelkursen für Frauen und Mädchen. Dabei machten wir auch sehr gute Erfahrungen mit

den Pfingstkirchen. Die Frauen konnten voneinander lernen, dass Realismus und Gebetserfahrungen sich nicht ausschliessen müssen.

Welcher Bibelvers war mir in all den Jahren wichtig?

«Sie sind alle Dienerinnen, jede, wie der Herr es ihr gegeben hat. Eine hat gepflanzt, die andere begossen. Gott aber liess wachsen. So ist weder die etwas, die pflanzt noch die, die begiesst, sondern nur Gott, der wachsen lässt.» (1. Kor. 3, 6-7)

Dass Neues gewachsen ist in Kamerun, stellten die Frauen selber fest, indem sie sich einen eigenen Gruss aussuchten: «Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden.» (2. Kor. 5, 17)

KAMERUNER FRAUEN – NEUE KREATUREN – LEBENDIGE STEINE

***Annemei Renz*²**

Ein wichtiges Ereignis kurz nach unserer Ankunft 1968 in Nyasoso/Kamerun war die Geburt unseres zweiten Sohnes Tilman, mit Jubel begrüsst von seinem Bruder Friedemann, den Dorfbewohnerinnen und -bewohnern und allen im Theological College. Kinder schaffen schnell Verbindungen. Nach kurzer Zeit versammelten sich interessierte Mütter regelmässig auf unserer Veranda. Wir übten mit viel Freude Babypflege am lebenden Objekt, machten Handarbeiten und sassen an manchen Abenden zusammen bei der Vorbereitung der Sunday School.

Mein Unterricht als Lehrerin für Französisch am Theologischen College und am Lehrerseminar ergab von selbst Kontakte zu den Studierenden und ihren Familien. Von ihnen erfuhr ich sehr viel Neues über Kultur, Sitten und Traditionen in Afrika. Französisch zu lernen, war für angehende Pfarrer und Lehrerinnen notwendig, weil die Regierung, Verwaltung und alle Behörden häufig mit französischsprachigen Beamten besetzt wurden, auch im englischsprachigen Teil des Landes.

Als überaus erfreulich empfand ich den ungeheuren Lerneifer der Studierenden und das grosse Interesse der Frauen an allem, was sie lernen konnten. Ob es Handarbeiten waren oder biblische Texte, französische oder englische Übungen – die Zeit war immer zu kurz und die Frauen baten oft um Verlängerung. Das war ich von meinen Schülerinnen am Stuttgarter Gymnasium nicht gewohnt! Nicht zu überbieten war die Fröhlichkeit bei Gesellschaftsspielen und Theaterszenen, wenn wir miteinander Feste feierten.

² Einsatz als Lehrerin in Kamerun

Das weit abgelegene Dorf Nyasoso mit dem College Compound hatte den grossen Vorteil gegenseitiger Nähe. Wir lebten mit den Familien und teilten Freud und Leid, Jubel über ein neugeborenes Kind und Trauer über den Tod eines Angehörigen.

Dieses starke Bewusstsein der Zusammengehörigkeit erfuhren wir ganz besonders, als uns die Nachricht vom Tod meines Bruders in Deutschland erreichte. Die Dorfbewohnerinnen und -bewohner und die Studentenfamilien kamen, trauerten mit uns und liessen uns nicht allein, denn für sie gehören Erfahrungen von Verlust, Krankheit und Tod primär zum Leben dazu.

Bei den Treffen der christlichen Frauengruppen erfuhr ich besonders, wie zentral die Beziehung zu Gott als Quelle aller Kräfte das Leben vieler Frauen bestimmt. Sie begrüsst sich mit dem Wort aus dem zweiten Korintherbrief: «Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.» (5,17). Ich habe dieses Wort, meinen Konfirmationsspruch, im Zusammenleben mit den afrikanischen Frauen ganz neu verstanden. Das Bewusstsein ihrer Würde als neue Kreaturen gibt ihnen den Mut und die Kraft, Aufgaben anzupacken und macht sie zu tragenden Säulen der Gemeinde. Und dies mit ansteckender Freude und Dankbarkeit für die gewonnene Freiheit und Fülle des Lebens als neue Menschen in Christus.

Ich höre noch Grace Eneme, die Leiterin der Frauenarbeit im Kirchenbund der protestantischen Kirchen in Kamerun:

«Es ist tatsächlich Vieles neu geworden für uns christliche Frauen. Unsere Zugehörigkeit zu Christus als lebendigem Stein verleiht uns Wert und Würde bei allen alltäglichen Lasten. Wir haben von Gott Kräfte bekommen, Brücke zu sein zwischen Gott und der Welt. Jesus, der lebendige Stein, macht uns zu lebendigen Steinen.»

Wie sehr die Dankbarkeit für Empfangenes, für Grosses und Kleines, zur Spiritualität afrikanischer Frauen gehört, zeigte mir ein Erlebnis bei einer Stadtführung in Basel mit einer Gruppe südafrikanischer Frauen. Nach der Rückfahrt verliessen wir das Tram und dieses fuhr zur grossen Enttäuschung der Frauen weiter, bevor sie sich beim Fahrer bedanken konnten!

Unser gemeinsamer Aufenthalt in Kamerun wurde für mich zu unserem grossen Bedauern schon nach zwei Jahren jäh abgebrochen durch einen sehr schweren Verkehrsunfall im Landrover mit dem Kollegium des Lehrerseminars. Wir sollten eine Fahrt zum Aluminiumwerk in Edea für die Studierenden vorbereiten. Ich habe den Unfall überlebt, im Gegensatz zu meiner Kollegin Antoinette, allerdings mit lange spürbaren Nachwirkungen. Eine Rückkehr nach Kamerun schlossen die Ärzte für mich aus.

Die Zeit in Afrika und die ansteckende Freude der Afrikanerinnen prägen mich bis heute. Vieles davon ist eingeflossen in meine Mitarbeit im Afrika-referat der Basler Mission, später bei der Arbeit in unserer Esslinger Ge-

meinde in Württemberg und während der Bischofszeit meines Mannes als Gastgeberin im Bischofshaus und als Referentin bei vielen Bezirksfrauen-tagen.

Und auch heute noch sind die afrikanischen Frauen in ihren Kirchen, ihre Stärke, ihr Selbstbewusstsein, ihr Engagement, ihr Lebensmut und ihr Singen – «Make a Joyful Noise for the Lord» – Anlass für mich, Gruppen und Kreisen in unseren Kirchen Afrika näher zu bringen.

Mit Begeisterung haben wir deshalb im März 2010 den Weltgebetstag nach der Liturgie der Kameruner Frauen mitgefeiert. «Alles, was Odem hat, lobbe Gott.» Darin betonten sie:

«In Kamerun loben wir Gott gerade auch in schwierigen Zeiten unseres Lebens, weil wir das Leben selbst als grösstes Geschenk Gottes an uns verstehen. Solang Atem in uns ist, hoffen wir. Und so singen wir voller Hoffnung, dass es besser wird.» Liturgie des Weltgebetstags 2010, Seite 6)

Für unser eigenes Hoffen und Singen sind und bleiben die Kameruner Frauen ein Vorbild.

WIE EIN STREIT ZUR FREUNDSCHAFT FÜHRTE

Christel Rathke-Blüttgen³

Es muss im Jahr 1965 gewesen sein und wir waren als Familie mit drei Kindern vorübergehend im Kumba-College untergebracht, einem Gymnasium mit Internat der Evangelisch-Presbyterianischen Kirche von Westkamerun. Je zwei Lehrerfamilien benützten einen kleinen Wäscheplatz. Da gab es einen wunderbaren, grossen Waschkessel (sicher Schweizer Modell!) – leider ohne Abfluss –, aus dem man die Lauge wieder heraus-schöpfen musste.

Eines Tages, wir waren an der Reihe mit Waschen, hatte ich eine schöne Lauge vorbereitet, für die ich von einer Kernseife kleine Seifenstückchen abgeraspelt hatte. Nun wollte ich schauen gehen, ob man die vorgewaschene Wäsche schon in den Topf befördern konnte. Als ich zum Wäscheplatz kam, sah ich mit Entsetzen, dass der Koch der Familie Sumbele einen riesigen Haufen schmutziger Wäsche in unsere schöne Lauge geworfen hatte! Ausserdem waren sie mit Waschen gar nicht dran! Ich schrie den Koch an: «Bist du verrückt – meine schöne Lauge und Eure Dreckwäsche?» Er flüchtete ins Haus seiner Madam, Mrs. Sumbele. Mittags erzählte ich meinem Mann die Geschichte. «Du musst dich entschuldigen gehen», sagte er, «der arme Mensch hat ja gar nicht begriffen, warum du ihn angeschrien hast.»

³ Einsatz zwischen 1961 und 1972 in Kamerun mit Unterbruch.

Also pilgerte ich am Abend reuevoll zum Haus der Sumbeles hinüber, entschuldigte mich, auch beim Koch. Sie verziehen mir beide – eine grosse Eigenschaft von vielen Afrikanern, nicht nachtragend zu sein und verzeihen zu können!

Das Beste an der Geschichte war: Frau Sumbele und ich waren von da an noch bessere Freundinnen als vorher! Zu meinem Kummer verstarb sie später an Magenkrebs.

DANK AN MEINE SCHWESTERN FÜR ALLES TEILEN

Dorothea Frank⁴

Ich suche nach einem Wort, das mein Erleben mit den Frauen in Kamerun ausdrückt. Und ich finde keines. Gibt es kein Wort dafür in unserer Sprache, das annähernd ausdrückt, was ich mit meinen kamerunischen Schwestern erlebt habe? Also erzähle ich euch ein wenig von meinem Leben mit ihnen. Vielleicht bringt das Manches in euch zum Klingen. Ihr hört die Klänge und Rhythmen. Ihr riecht die Düfte und schmeckt den Geschmack der Speisen. Ihr seht das Lachen und werdet erinnert an das, was ihr selbst gelebt und geteilt habt mit den Frauen in Kamerun zu eurer Zeit.

Im Juni 1988 reisten mein Mann und ich nach Basel ins Missionshaus zum Vorstellungsgespräch. Sie suchten dringend einen Arzt für Kamerun. Bald danach unterschrieben wir den Vertrag, das heisst, ich unterschrieb als mit ausreisende Ehefrau. Den Vertrag bekam er. Das fing ja gut an. Im Oktober zogen wir mit unseren beiden Kindern Hanne und Micha - mit 4 und 2 Jahren - nach Basel zum Vorbereitungskurs. Schon in dieser Zeit traf ich Frauen wie Johanna, Vreni, Züsi, Marie-Claire und andere, die eine Tür öffneten, eine Brücke bauten zwischen mir und meinen Schwestern in Kamerun und weltweit. Im Februar 1989 reisten wir aus.

Ein grosses Haus auf dem Berg wurde unser Zuhause. Keinen Tag, an dem ich nicht dankbar gewesen bin, dort zu wohnen. Dieses Haus zu beleben, offen und gastfreundlich zu gestalten, gehörte vom ersten Tag an zu meinen Aufgaben. Bald schon bekam ich Entlastung durch unsere Haushaltshilfe Agnes Mah aus Acha. Nach ein paar Tagen kam ihre Mutter und sagte zu mir: «Sie ist jetzt deine Tochter.» Damals erschrak ich – wie könnte ich Mutter einer 18-jährigen Tochter sein wollen? Bis heute habe ich Kontakt mit ihr, die immer mehr unsere Tochter wurde und inzwischen selbst drei Kinder hat.

⁴ Einsatz zwischen 1989 und 1992 zusammen mit ihrem Mann Ulrich, Hanne und Micha am Spital der Presbyterian Church in Cameroon (PCC) in Acha – Tugi im Metta District, North West Province of Cameroon.

Das Haus blieb nicht allein. Nach einiger Zeit kam der Vorsitzende des Ältestenkreises und fragte, ob ich nicht ihren Pastor unterstützen könnte, er hätte sieben Gemeinden und die Seelsorge am Spital. Ich bat um Bedenkzeit. Wenn sie wollten – ich wollte gerne, jedoch nur in Absprache mit dem kamerunischen Kollegen, Pfarrer Martin Ayongwa. So wurde ich Pfarrerin der Hospital Congregation und Seelsorgerin am Spital Acha – Tugi. Ich bekam Einblick in die Strukturen kirchlicher Arbeit und kam dabei den Menschen ganz nahe, was mir bis heute besonders wertvoll ist. Vom Dekan des Kirchenbezirks wurde ich in einem feierlichen Gottesdienst in meine neue Aufgabe eingeführt. So wollte es der damalige Moderator, Bischof Henry Awasom. Mit grosser Offenheit nahmen die Menschen mich an, in der Gemeinde und im Spital. Herzlich nahmen mich auch die Schwestern in der Christian Women Fellowship (CWF) auf. Zu ihnen nahm mich meine Nachbarin Esther Schneider mit, die selbst Mitglied war und mit der ich viel Geschwisterlichkeit erlebte.

Frauen als Liturgin, als Predigerin, als Präsidentin, als Schriftführerin, als Kassiererin, als Lieder-Chefin, in so verschiedenen Rollen, gewählt und bereit für Aufgaben in der Kirchengemeinde und in der Frauenbewegung des CWF. Daran denke ich heute – Welch ein Kampf und Krampf ist es oft, Ehrenamtliche zu finden hier bei uns. Auch die Frauen in Kamerun haben einen langen Tag auf der Farm, im Haus, an der Schule, auf dem Markt. Abends reicht es oft nur knapp zum Waschen und Umziehen, und dann sind sie da mit ihren Schwestern in der Gruppe.

Die Freude dazu zu gehören habe ich ganz besonders bei Frauen des CWF empfunden, in den Gruppen, aber auch in den jährlichen Konferenzen der Leiterinnen und bei den CWF Versammlungen (den «Rallies»). Sie sind stolz auf ihre Zugehörigkeit, die ihrem persönlichen Leben Wert und Gewicht gibt, und sie geben sich gegenseitig Kraft, ihr Leben zu tragen und gemeinsam aufzustehen gegen frauenfeindliche Traditionen. Ihre ansteckenden Chorusse sind dabei ein wunderbarer Schatz, aus dem sie Freude und Trost, Dank und Befreiung erfahren und den sie an andere weitergeben. Daran auch Schwestern aus anderen Partnerkirchen der Missionsgemeinschaft teilhaben zu lassen, war ein besonderes Anliegen von Elizabeth Gana, der Generalsekretärin der Frauenarbeit. Stolz brachte sie ihr «Make a joyful noise» nach Basel mit.

Mit Frauen hatte ich auch im Spital in Acha-Tugi viel zu tun. Als Patientinnen, als pflegende Angehörige, als Stationsschwestern, im OP, in der Apotheke, an der Kasse, beim Putzen. Viel Vertrauen haben sie mir geschenkt und mir Einblick in ihr Leben gewährt. Viele von ihnen trugen nicht leicht am täglichen Spagat zwischen Familie und Beruf, Farm und Arbeitsstelle, Ehe und Herkunftsfamilie. Ich erlebte, wie kirchliche Frauenarbeit Ermutigung zum Leben, Trost im Schweren, aber auch Empowerment, Wissens-erweiterung und Persönlichkeitsentwicklung brachte.

Was ich unter den Frauen in Kamerun gefunden habe und als etwas Kostbares entdeckte, ist diese warme, körperlich spürbare Herzlichkeit, mit der sie mich einladen dazuzugehören, mich teilnehmen liessen an ihrem Leben und an ihrer Gemeinschaft, diese inklusive und eben nicht exklusive Haltung, die ich bis heute mit Afrika verbinde und die ich später auf vielen Reisen erfahren habe.

Habe ich bisher erzählt, was sie mir gegeben haben, so stelle ich mich auch der Frage: Was hat es ihnen gebracht, dass ich bei ihnen war und mit ihnen lebte? Das müssten eigentlich die Schwestern in Kamerun beantworten – sie haben es getan. Mir kommt dazu in den Sinn: die Bibelarbeiten, die ich mit ihnen durchgeführt habe, die Beiträge zum Christian Women Fellowship-file, Retreats bei der Schwesterngemeinschaft Emmanuel Sisters in Bafut, die Gottesdienste, die Seelsorge-Gespräche und Gebete.

Ich glaube, dass meine Arbeit als Pfarrerin auch einen Einfluss hatte auf die Frage nach Frauen im Pfarramt. Damals stand die Presbyterianische Kirche von Kamerun (PCC) ganz am Anfang mit der Ordination von Frauen. Grosses Interesse fanden Gesprächsrunden in Kumba im Seminar mit angehenden Pfarrerinnen. Brennende Themen waren Ehe und Pfarramt, Familie (besonders Kinder und Gemeindefarbeit), Tabus des weiblichen Körpers und die Feier des Abendmahls. Sind Frauen andere Pfarrer? Wie verändert sich das Pfarramt, wenn es von einer Frau geführt wird? Predigen Frauen anders, gehen sie anders um mit Macht und Amt? Ich glaube, dass es auch da, wo das Thema Frau und Pfarramt nicht ausdrücklich diskutiert wurde, einen Einfluss gab, nicht zuletzt dadurch, dass viele miterlebten, wie ich als verheiratete Frau und Mutter predigte und Gottesdienste hielt, Taufen und Abendmahl feierte, den Pfarrdienst versah. Nicht zuletzt trug dazu die offene Haltung einiger Kollegen bei, die mich einladen zur Mitarbeit in der Jugendarbeit und in der Radioarbeit beim Kanal CRTV Bamenda.

Ganz abgesehen von dieser öffentlichen, kirchlichen Ebene erlebten die Frauen, dass ich eine Partnerschaft lebe, mit Freiheit und Selbstbestimmung in der Ehe. Sie erlebten mich als Mutter, der es wichtig ist, die Gleichwertigkeit von Mann und Frau, von Mädchen und Jungen, im Umgang und in ihrer Erziehung ihrer beider Kinder zum Ausdruck zu bringen.

Ich hoffe, dass mein Erzählen eure Erinnerung geweckt hat und dass wir verbunden sind im Dank und in der Wertschätzung und Solidarität mit unseren Schwestern und Freundinnen in Kamerun. Und wenn ihr ein Wort kennt, das dem nahe kommt, schreibt es mir. Inzwischen merke ich, dass ich mit den Worten ‚miteinander‘ und ‚teilen‘ schon recht nahe dran bin an dem, was ich mit den kamerunischen Frauen erlebt habe und was ich hoffe, in immer neuen Begegnungen zu erleben.

5 JAHRE EMPFANGEN UND GEBEN, MITEINANDER ARBEITEN UND FEIERN

Elisabeth Weinreich-Schwarz⁵

Meine Motivation:

Anni Maurer, meine Tante war fast 30 Jahre lang Missionarin in Kamerun und ich hörte durch sie schon als Kind viel von ihrer Arbeit dort. Sie hat Frauen- und Mädchenarbeit geleistet, bevor diese institutionalisiert wurde. Im Jahre 1962 musste sie krankheitshalber heimreisen. 1961 reiste auch mein ältester Bruder, Fred Schwarz, als Schulmanager nach Kamerun. So erwachte schon früh bei mir der Wunsch, auch nach Afrika zu gehen, um für die dortige Kirche, die Presbyterianische Kirche in Kamerun (PCC), zu arbeiten.

Die Bibelverse aus Matthäus 28, 19-20, welche ich im Juli 1968 in den Losen las, die Predigt über diesen Text in der gleichen Woche und ein Brief meines Bruders, ebenfalls in dieser Zeit, in dem er mir mitteilte, dass dringend Krankenschwestern gebraucht würden – all dies kam für mich einer Berufung gleich. Aus Michigan in den USA, wo ich mich zu dieser Zeit aufhielt, um mein Englisch zu verbessern, meldete ich mich bei der Basler Mission.

Im Oktober begannen dann schon der Vorbereitungskurs und der zweimonatige Tropenmedizinkurs im Tropeninstitut Basel. Von Juli 1969 bis Juli 1971 arbeitete ich als Krankenschwester im Spital Acha Tugi. Ich war auf allen Abteilungen als Ablösung tätig, ausserdem einige Monate fest auf der Kinderstation und 8 Monate lang in der spitalinternen Apotheke. Im Spital habe ich vor allem mit vielen Hilfsschwestern gearbeitet, welche von mir angeleitet wurden. Sie waren motivierte Mitarbeiterinnen, welche aber immer wieder animiert werden mussten, selbst Verantwortung zu übernehmen.

Daneben erlebte ich einheimische selbstbewusste, in Kamerun ausgebildete Hebammen, welche ihre Arbeit und Verantwortung wahrnahmen.

Es herrschte eine gute Zusammenarbeit zwischen Europäerinnen und Afrikanerinnen.

Während meines Heimaturlaubs heiratete ich Klaus Weinreich.

Von Anfang 1972 bis Juli 1974 hielt ich mich in Bamenda, Ntamulung und Viktoria (im jetzigen Limbe) auf. In dieser Zeit wurden meine beiden Kinder geboren, 1972 meine Tochter Susann Rahel und 1973 mein Sohn Frank Andreas.

Sowohl in Bamenda als auch in Viktoria war ich vor allem Mutter und Gastgeberin. Bamenda, der Distrikthauptort für das Grasland von Westkamerun, war Knotenpunkt zwischen dem Norden und dem Süden, und so war unser Haus auch ein Gästehaus. Reisende machten bei uns Halt, um Post abzugeben oder abzuholen, bei uns zu essen oder zu übernachten, um Einkäufe oder andere Geschäfte im Ort zu erledigen.

⁵ Einsatz von Juli 1969 bis Juli 1974 in Kamerun

Der ganze Haushalt war aufwendig, ohne Strom, Waschmaschine oder Telefon. Dank einem einheimischen Koch und nach der Geburt meines zweiten Kindes auch einer jungen Frau, konnten wir den Haushalt zusammen gut meistern.

Hie und da war es mir möglich, an den Treffen der christlichen Frauengruppen teilzunehmen, aber leider nicht regelmässig.

Den stärksten Kontakt hatte ich in Bamenda zu unserer Nachbarin, welche Kinder im gleichen Alter hatte. Es entwickelte sich eine enge Beziehung, welche bis heute anhält. Dort habe ich sehr stark realisiert, welche unterschiedliche Haushalte wir führen. Meine Nachbarin hatte Farmen ausserhalb der Stadt, welche sie bewirtschaftete, um die Familie zu ernähren. Wir kauften unsere Lebensmittel auf dem Markt und in den Läden der Stadt.

Ich erlebte die Frauen als fleissige, in ihrem Bereich selbstbewusste Menschen, welche es genossen, in den wöchentlichen Treffen der christlichen Gruppen Gemeinschaft zu pflegen, etwas zu lernen, biblische Geschichten zu hören und viel zu singen und zu tanzen. Eindrücklich ist mir in Erinnerung, wie die Gruppe regelmässig Frauen im Gefängnis besuchte und ihnen das Nötigste brachte.

In Viktoria war es schwieriger, Kontakte zu einheimischen Frauen zu knüpfen, wohl auch, weil wir damals noch viele europäische Familien waren, welche nahe beieinander auf einem Gelände lebten und so viel Kontakt zueinander hatten.

Hingegen haben wir an allen Orten mit grosser Freude an den sonntäglichen Gottesdiensten teilgenommen und die verschiedenen Beiträge der Chöre und die Gemeinschaft genossen.

Da die Arbeit als Zweigstelle der Zentralverwaltung der Presbyterianischen Kirche in Bamenda 1974 von einem Kameruner übernommen werden konnte, reisten wir im Sommer 1974 zurück in die Schweiz, wo mein Mann in der Finanzverwaltung der Basler Mission eine Anstellung fand und ich mich, soweit dies die Familie erlaubte, ehrenamtlich im Missionshaus betätigte.

Die Jahre in Kamerun waren für mich ein Geben und Nehmen und vor allem eine grosse Bereicherung und ich möchte sie niemals missen.

Ich bin Gott von Herzen dankbar, dass er mich diesen Weg führte.

AUS 3 WERDEN 14 – TROTZ «WEISSER INSEL» TIEFES HINEINWACHSEN IN DIE KAMERUNISCHE GESELLSCHAFT

Esther Strub⁶

Januar 1962

Diesmal gehe ich. Ich lag gerade für ein paar Tage im Spital, als meine Mutter mich über einen Telefonanruf des Afrikareferenten informierte. Er wolle mich umgehend sprechen. Dr. Raaflaub war hartnäckig. Seine dritte Anfrage innerhalb weniger Jahre, mich für die Basler Mission zu gewinnen, beantwortete ich diesmal positiv, ohne zu wissen, wo und für welche Arbeit ich eingesetzt werden würde. Zwar hatte ich auf der Maturreise in Südfrankreich zum ersten Mal Palmen gesehen und wusste: So wird es einmal sein, wenn ich für die Basler Mission in Afrika sein werde. Ich wusste es, wehrte mich aber innerlich jahrelang dagegen. Und jetzt war auf einmal alles klar und selbstverständlich. Ich sollte im Grasland von Kamerun eine kleine Internatsschule für die Kinder der Mitarbeitenden aufbauen, damit ihre Eltern länger für die Presbyterianische Kirche arbeiten konnten.

Ein knappes Jahr später schrieb Siglinde Stöckle an ihre Schwestern in Deutschland:

Kinderhaus Mbengwi, am 10. Februar 1963

Ihr Lieben!

Hurra, die Lehrerin ist da, samt zweiunddreissig Kisten. Und die Schulkinder sind gekommen: Peter Gasser von Bali, Christoph Hofmann von Bamenda, Ruthli Bachmann von Buea und Esthi Ritzmann von Nyasoso. Das waren ein Rummel und ein Jubel beim Auspacken der vielen Kisten. Die vielen Bücher! Und Mutter freute sich noch besonders über die Bettwäsche und bunten Wolldecken für die Kinder. Und wir jubelten über die Spiele! Da kam sogar eine Puppenstube heraus und ein zusammenlegbarer Puppenwagen auch noch.

Ich durfte Fräulein Strub helfen, die Bücher für die Kinderbibliothek zu stempeln. Nun kann ich wieder tolle Bücher lesen. Und unser Gottfried in der Küche, der ist ganz selig mit seinen Rührlöffeln und Schneebesen. Mit den blanken Kochtöpfen, die da alle herauskamen, machten wir eine Topfparade über die Veranda zur Küche. Die roten Deckel glänzten nur so. Wir trugen jeder einen Pott auf dem Kopf und sangen dabei: Wir haben Hunger, wir haben den ganzen Tag noch nichts gehabt. Gottfried tanzte dann mit seinen neuen Töpfen in der ganzen Küche herum.

⁶ Lehrerin, von 1963 bis 1977 für die Schule in Kamerun

Seit Montag haben wir jetzt Schulunterricht bei Fräulein Strub. Wir müssen hundert Meter laufen bis wir hinkommen. Auf dem Weg stehen viele Orangenbäume, ganz voll hängen die. Unser Klassenzimmer ist im oberen Haus. Nachmittags basteln wir und machen Handarbeiten. Dabei sitzen wir oft unter der grossen Zypresse beim Sandkasten.

Nun war ich also da. Im oberen Haus der Missionsstation bewohnte ich ein Zimmer mit Durchgangstüre zum Klassenzimmer. Ausser einem Bett, einem Stuhl und einem grossen alten Schrank, wohl aus der Anfangszeit von 1931, gab es noch nichts – doch so durfte ich für Wohn- und Schulzimmer das Mobiliar bestellen. Ich fand dies grosszügig und freute mich.

Der Schulunterricht mit aufgeweckten und gut erzogenen Schülern war anregend, aber auch sehr anstrengend. Je nach Mitarbeiter, die gerade in Kamerun waren, hatte ich 3-6 verschiedene Klassen zu unterrichten, zeitweise auch 1. – 3. Klassen auf Französisch. Die Erwartungen der Eltern an mich waren zum Teil sehr hoch, was hin und wieder zu Spannungen führte. Zum Glück gab es bald einmal eine Kinderhauskommission, deren Vorsitzender die Eltern einmal wissen liess: «You can say whatever you want, she is covered by Basel.» Da verstand ich, was Dr. Raaflaub mir bei seiner Anfrage sagte:

«Ich möchte jemanden, die ich kenne, die nicht mehr ganz jung ist und die Unterrichtserfahrung hat. »

Ich fand das Unterrichten wunderbar. Neben den schweizerischen und deutschen Unterrichtsplänen war es mir sehr wichtig, dass die Kinder so viel wie möglich von ihrer afrikanischen Umgebung mitbekamen. So gab es viel kamerunische «Heimatkunde». Wir besuchten so viele Feste wie möglich. Naturkunde war natürlich in und aus der Umgebung. Kochen und backen, das heisst Masse kennen lernen und einüben, ein Huhn auseinander nehmen und sein Innenleben studieren, dies alles fand auf der Veranda statt. Wunderbar waren für mich und die Schülerinnen und Schüler die Malnachmittage. Was da an Kunstwerken entstand!

An meinen schulfreien Nachmittagen fanden sich auf der Veranda jeweils ein paar Frauen ein, die stricken wollten. Solches vorausahnend hatte ich mir von der bekannten schweizerischen Garnfabrik Lang & Co. kiloweise Baumwollgarn schenken lassen. Als meine Mutter im Laufe der Jahre zweimal je drei Monate bei mir war, übernahm sie die Strickgruppe.

Unser Schuljahr war in drei Unterrichtsblöcke eingeteilt. So hatte ich immer wieder Ferien und war mit Maria Schlenker und Anna Frank oft unterwegs zu Christian Women Fellowship (CWF) Gruppenbesuchen und Kursen. Ich war noch keine zwei Jahre im Land, als mich Schwester Rosmarie Peter anfragte, zusammen mit Schwester Marie Ringli einen Kurs in Big Babanki zu leiten. Eine grosse Ehre für mich! So wuchs ich langsam aber sicher in die Frauenarbeit hinein. Am 15. August 1973 chauffierte ich die katholischen Frauen der Umgebung an ihrem hohen Feiertag herum.

Als ich abends nach Hause kam, sass Anna Frank in meiner Stube und sagte: «Du weisst, ich gehe nach Deutschland zur Weiterbildung. Wem soll ich jetzt die Arbeit im Grasland übergeben, da die auszubildende Kamerunerin in England bleibt?» Nach einigem Überlegen kam meine Antwort: Du kannst dem Moderator morgen mitteilen, dass ich die Arbeit übernehme, bis Basel eine neue Mitarbeiterin gefunden hat. Dabei hatte auch ich schon eine Kiste gepackt für die Heimreise! So blieb ich nochmals drei Jahre in Bamenda als CWF Sekretärin fürs Grasland. Mein Koch, Philip, kam auch mit ins Kirchenzentrum, schob, wenn es nötig wurde, mein Auto und übernahm im Zentrum und in den Dörfern die Kochkurse. Es waren für mich drei wunderbare, reich gesegnete Jahre.

Einst hatte ich Dr. Raaflaub gesagt: «Ich gehe für drei Jahre, aber dann lassen Sie mich bitte in Ruhe!» Es wurden 14 Jahre, für die ich sehr dankbar bin.

SUDAN - KAMERUN UND ZURÜCK

Frieda Burgstaller⁷

Es hätten nur fünf Jahre werden sollen und dann wurden es 20.

Ich hatte das Vorrecht, mit den Frauen im Sudan und in Kamerun leben und arbeiten zu dürfen. Ruth Epting hat mich «geangelt», als sie beim Missionsfest in Spittal an der Drau von ihrer Reise in den Südsudan erzählte. Ich würde dieses Abenteuer wieder wagen!

1980 reiste ich nach Khartoum und Maria Schlenker holte mich ab. Gleich am ersten Tag hatte ich einen Sonnenstich beim Wandern auf der Nilinsel. Leicht war es nicht in Malakal, aber das Vertrauen, von Gott auf diesen Platz gerufen zu sein, half mir durchzuhalten.

Zuerst musste ich viel lernen, auch die schwierige arabische Sprache, um mich bei den Leiterinnenkursen, auf den Reisen im weiten Land, in den Begegnungen mit ökumenischen und islamischen Frauen verständigen zu können.

Hitze und sintflutartige Regenfälle, Sandstürme und Froschplagen, Fledermäuse in Massen und immer wieder Wasser tragen - all das machte das Leben abwechslungsreich.

Das Beste war die Gemeinschaft mit den Frauen in den Gruppen der Christian Women Fellowship (CWF). Wir haben miteinander die Bibel gelesen, und ich habe als «erfahrene» Katechetin (18 Jahre lang war ich in Österreich in diesem Beruf tätig) noch viel Neues gelernt und entdeckt. Der Bürgerkrieg setzte unserer Arbeit ein plötzliches Ende.

⁷ Einsatz für Frauenarbeit in Kamerun und Sudan

So packte ich meine Koffer neu und kam 1984 in Bamenda an, nicht mit grosser Begeisterung.

Aber es war Gottes Weg! Die Zusammenarbeit mit Elizabeth Gana öffnete mir einen neuen und viel weiteren Horizont in der Frauenarbeit. Was wir alles planen und durchführen konnten: Arbeitshefte gestalten, unzählige Kurse überall im Land durchführen, Besuchsreisen in das Landesinnere unternehmen, Feste und Jubiläen feiern, die theologische Ausbildung für Frauen fördern, ökumenische Austauschprogramme, Pfarrfrauenkurse und anderes mehr.

Von der Glaubenskraft und Lebensfreude der Frauen wurde ich angesteckt. Es hätte mir nichts Besseres passieren können! In Gottes Plan war es eine Vorbereitung für einen zweiten Sudaneinsatz.

Nach acht Jahren packte ich noch einmal meine Koffer um. Zuerst durfte ich in Birmingham noch an einen Kurs zum Thema «Islam und Christentum» teilnehmen. In der heissesten Zeit, im Mai 1993, begann ich meine Arbeit mit den Frauen in den Flüchtlingslagern um Khartoum. Das war eine grosse Herausforderung und eine «Zumutung». Gott gab mir jeden Tag den Mut dazu.

Es war die grosse Armut der Vertriebenen, die Not der Witwen und das Elend der Menschen in den Gefängnissen, die mich erschütterten. Aber gemeinsam hatten wir Ideen für Projekte, die Einkommen generierten und den Frauen Mut und die Hoffnung gaben, in Würde zu überleben. Bibel und Gebet haben den Grundstein für die Fähigkeit gelegt, auszuhalten bis es Frieden gab und Rückkehr in den Südsudan möglich war.

Die Ermutigung kam auch noch vom «Westen» – das heisst: von Kamerun. Durch den Austausch zwischen Christian Women Fellowship Presbyterian Church of Cameroon und zwischen Christian Women Fellowship Presbyterian Church of Sudan entstand eine Brücke. Beim Jubiläum in Khartoum war es Pfarrerin Martha Essem von Kamerun, die die Pfarrer davon überzeugte, dass auch Frauen Theologie studieren und mehr Verantwortung in den Gemeinden übernehmen können.

Der Gruss «Nächstes Jahr in Malakal» ist dann Wirklichkeit geworden. Aber da war ich schon nicht mehr dabei.

Aus meiner Heimat verfolge ich mit Interesse und fürbittenden Gedanken, wie es im Sudan weitergeht.

Eine «Zugabe» schenkte mir mission 21, als ich im Jahr 2009 noch einmal sieben Wochen im Südsudan war, um einen Arbeitsbesuch zu machen. Beim Leiterinnenkurs in Bentiu war es die Geschichte der Frau am Brunnen (Johannes 4), die den Teilnehmerinnen die Botschaft vermittelte, Menschen zu Christus zu rufen, damit sie «Ihn selber hören» können.

In Kamerun gab es ein geflügeltes Wort: «Wenn Christus nicht gekommen wäre, wo wären dann wir Frauen sein?» Das Evangelium wurde als Frohe Botschaft der Befreiung erlebt!

Meine schönste Erfahrung war, wie Frauen ihre Gaben entdeckten, und damit «gewuchert» haben.

Mit dem Bibellesen dieser Tage aus Röm. 16,12 «Grüsst Tryphäna und Tryphosa, die Schwerstarbeiterinnen in der Gemeinschaft» (aus: Bibel in Gerechter Sprache) denke ich an alle Frauen, mit denen ich gelebt und gearbeitet habe, und durch die mein Leben reich beschenkt wurde.

UND ERSTENS KOMMT ES ANDERS UND ZWEITENS ALS FRAU DENKT...

***Gertrud Ernst*⁸**

Ich reiste am 23. August 1994 nach Kamerun und kam Ende Juni 2002 zurück. Da ich Single bin, reiste ich alleine aus. Während dieser Zeit arbeitete ich im Presbyterian Home Making Centre in Bafut, einer technischen Sekundarschule zur Ausbildung von Mädchen und Frauen. Im Jahr 2000 wurde die Schule in «Presbyterian Girls School of Science and Technology» umbenannt. Bafut liegt auf 1400 Metern Höhe in der Nordwest Provinz von Kamerun.

Meine Aufgaben waren die Unterstützung der einheimischen Schulleiterin in der Administration, das Unterrichten an der Schule sowie die Unterstützung der Frauenarbeit. Die Schule stand damals noch unter der Leitung des Women's Work Department. Heute ist sie dem Erziehungsdepartement der Kirche unterstellt. Sehr viele Frauen, die später Leitungsfunktionen in der CWF (Christian Women Fellowship) übernommen haben, sind durch diese Schule gegangen. Zu meiner Zeit haben die Frauen die Schule auch jedes Jahr um die Osterzeit mit Naturalgaben unterstützt. Sie brachten Mais, Bohnen, Cocoyams und andere Feldfrüchte, die als Nahrung für unsere Schülerinnen dienten, da zwei Drittel der Schülerinnen «Boarding students» waren.

Wie eigentlich überall auf der Welt müssen kamerunische Frauen in erster Linie für ihre Kinder aufkommen. In Kamerun ist dies noch ausgeprägter, weil im polygamen System der Mann unmöglich für alle seine Kinder sorgen konnte. Seine Frauen waren selbst für ihre Kinder verantwortlich. Der Mann besuchte sie regelmässig, brachte vielleicht ein Geschenk mit, aber für die Beschaffung der Nahrung waren die Frauen zuständig. Deshalb sind die Kamerunerinnen eigentlich wirtschaftlich von ihrem Mann eher unabhängiger als die Schweizerinnen, da in der Schweiz der Mann als Ernährer der Familie betrachtet wird. Wenn die Schweizerin nach ihrer Heirat ihren Beruf aufgibt und sich ganz der Familie zuwendet, ist sie wirtschaftlich von ihrem Mann abhängig. Die Kamerunerin weiss, dass sie auch dann noch für ihre Kinder selbst verantwortlich ist und versucht dementsprechend, ihren Beruf auszuüben oder ein Kleingewerbe zu betreiben. Auch haben die meisten Familien irgendwo ein Stück Land, auf dem sie ihre Grundnahrungsmittel anbauen, was oft ebenfalls Aufgabe der Frau ist. Wäre dies nicht der Fall, so müssten viele Familien hungern, denn die

⁸ Lehrerin, von 1994 bis 2002 in Kamerun

Preise für die Lebensmittel steigen auch in Kamerun, während die Löhne sehr tief sind.

Im Kontakt mit meinen Kolleginnen und Schülerinnen habe ich sehr viel über die kamerunische Kost und Küche gelernt. Wenn meine Schülerinnen im Kochunterricht Gerichte aus ihren Dörfern frisch zubereiteten, merkte ich, dass sie sehr schmackhaft waren. Sie mundeten viel besser als an riesigen Festen, wo das Essen stundenlang in grossen Thermoskübeln warm gehalten wird, bis es endlich gegessen werden kann.

An CWF Zusammenkünften (den so genannten «Rallies») bewunderte ich jeweils die Talente der Frauen. Jedes Jahr wurde zu einem Bibeltext in jeder Frauengruppe ein Lied verfasst, zu dem auch ein Tanz eingeübt wurde. Männer waren dann die Juri. Jede Gruppe gab ihr Bestes, jede wollte gewinnen. Jedes Jahr staunte ich neu über die Kreativität der Frauen. Ich hoffe, dass diese Aktivitäten erhalten bleiben, denn das Mitmachen in den verschiedenen örtlichen CWF Gruppen ist sehr oft die einzige Anregung und Fortbildung, die diese Frauen in den Dörfern erhalten.

Was ich den Frauen gegeben habe, das müssten Sie eigentlich die Kamerunerinnen fragen. Einige Anregungen von mir zur Erleichterung der Administration wurden angenommen und nachher auch praktiziert. So hatten wir mit der Zeit bei jeder Lehrerinnenkonferenz eine Traktandenliste und diskutierten nicht mehr im Kreis herum. Andere Anregungen erachteten meine Kolleginnen nicht als notwendig. Die Idee, dass wir eine Liegenschaftskommission gründen sollten, deren Aufgabe es gewesen wäre, immer vor dem Erstellen des Budgets für das neue Schuljahr durch das ganze Areal zu gehen, um festzuhalten, was renoviert werden müsste, damit die Beträge dafür nachher ins Budget aufgenommen werden könnten, fand keine Gnade. Deshalb musste ich bei meiner Heimkehr feststellen, dass kaum mehr eine Wandtafel an ihrem Platz hing, weil das Geld für die Reparaturen fehlte. Ich hoffe, dass einige meiner Schülerinnen etwas von mir gelernt haben, beweisen kann ich das nicht. Zwei Frauen habe ich eine Weiterbildung bezahlt. Beide haben jetzt ein Einkommen, mit dem sie ihre Familie gut durchbringen können. Schliesslich habe ich versucht, mein Leben als Christin zu leben, das heisst, auch in dieser Hinsicht ein Vorbild zu sein, was mir wegen meines Temperamentes nicht immer gelungen ist. Ich hatte manchmal zu wenig Geduld.

Es war nicht immer leicht, unter der kamerunischen Kirchenleitung zu arbeiten. Ich erinnere mich, wie mich einmal eine meiner afrikanischen Kolleginnen tröstete, als mir meine Arbeit ziemlich sinnlos vorkam: «First of all», sagte sie, «you have come here to serve the Lord, and not this church.» («Zuallererst bist du hierher gekommen, um Gott zu dienen, nicht dieser Kirche.») Das gab mir neue Kraft und erinnerte mich daran, in wessen Dienst ich schlussendlich stand.

Eine Bibelstelle habe ich erst in Kamerun verstanden. In Phil 2, 14 heisst es in der deutschen Bibel: «Tut alles ohne Murren und Bedenken, damit ihr untadelig und ohne Falsch werdet, makellose Kinder Gottes mitten unter einem verkehrten und verdrehten Geschlecht, unter dem ihr leuchten

sollt wie Himmelslichter in der Welt...» Ich konnte mir unter einem verkehrten und verdrehten Geschlecht nichts vorstellen. Als ich in Kamerun diese Stelle in meiner englischen Bibel las, da hiess es «...damit ihr untadelig und ohne Falsch werdet mitten in einer korrupten Welt.» Schlagartig verstand ich nun, was mit dem verkehrten und verdrehten Geschlecht gemeint war. Korruption ist in Kamerun offensichtlich und jeder kommt damit in Berührung.

Sehr wichtig wurde für mich in Kamerun auch das Lied «Gott ist gegenwärtig», («God reveals His presence»), weil es im englischen Text im letzten Vers heisst: «Let Thy will, ever still rule thy church terrestrial as the Hosts celestial.» Das habe ich jeweils aus voller Kehle gesungen, da in der einheimischen Kirche auch nicht alles so lief, wie es aus christlicher Sicht eigentlich sollte. Gerne würde ich es auch hier in unserer Kirche singen, aber der deutsche Text lautet leider anders.

LEBENSNAHE VERKÜNDIGUNG UND PRAKTISCHES CHRISTENTUM

Gisela Fankel⁹

Ein Beispiel, wie Glaube bewegt, statt zu lähmen

Christlicher Glaube kann eine lebenserhaltende Kraft und eine Befreiung von zerstörerischen Kräften sein, wie sie in der afrikanischen Tradition neben positiven Werten noch in ausgeprägtem Masse am Werke sind. Dies soll der folgende Schüleraufsatz zum Thema «Du sollst keine anderen Götter neben mir haben» (5. Mose 5, Vers 7) verdeutlichen. Er ist von Clement Mih, der einer meiner «Student Elders» war und heute Pfarrer der Presbyterian Church in Cameroon (PCC) in Kumba ist.

«Von meinem letzten Aufsatz wissen meine Leser noch, dass meine Eltern mich nicht zur Schule schicken wollten. Ich bin der einzige Student in meiner Familie. Ich studiere Telekommunikation an einer technischen Schule in Bamenda. Da ich aus eigener Anstrengung und gegen den Willen meiner Familie studiere, sind meine Probleme noch nicht gelöst. Zuletzt sollte mein ältester Bruder, der den Volksschulabschluss hat, für mich sorgen und für meine Schulgebühren aufkommen. Da er in finanzielle Schwierigkeiten geriet, - er war eine Zeitlang arbeitslos und machte Schulden -, sah er zum Schluss keinen anderen Ausweg, als einer Geheimgesellschaft beizutreten. Die Leute dort sagten ihm, wenn er ihre Bedingungen erfülle, könne er zu Geld kommen. In seiner verzweiferten finanziellen Situation war mein Bruder bereit, auf dieses Angebot einzugehen. Es wurde von ihm verlangt, zehn Familienmitglieder zu opfern. Er weigerte sich erst, sodass die Zahl auf sieben reduziert wurde. Diese Familienangehörigen waren die nächsten und liebsten, seine Frau, seine Mutter, sein eigenes Kind, seine beiden Brüder, darunter ich, seines Bru-

⁹ Einsatz zwischen 1984 und 1988 als Training Chaplain in der Jugendarbeit, als Religionslehrerin sowie in der Erwachsenenbildung ebenfalls im Bereich des Religionsunterrichts Bamenda, Kamerun.

ders Frau und deren zweites Kind. Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen, als ich das hörte. Ich geriet in einen schrecklichen Konflikt. Meine Mutter war verzweifelt und obwohl sie Christin ist, bedrängte sie mich gemeinsam mit meinem Stiefvater und meinem anderen Bruder, einen Fetisch zu akzeptieren, der mich vor der Morddrohung meines Bruders schützen sollte.

Mein anderer Bruder, der mir die schreckliche Nachricht gebracht hatte, holte mich in Bamenda ab, und wir fuhren zusammen nach Esu zu unseren Eltern. Während der Fahrt war ich tieftraurig und betete, Gott möge mir einen Weg aus dieser Verzweiflung und Versuchung zeigen, um die bösen Geister zu besiegen. Als ich zuhause auf die polygame Familiengemeinschaft meines Stiefvaters mit all den Kindern von eins bis zwölf Jahren traf, war ich wirklich tief betrübt und fragte mich, warum ich überhaupt geboren war. Meine Eltern brachen in Tränen aus, als sie mich sahen. Sie bestürmten mich sofort, ihre Schutzmittel und den Fetisch anzunehmen, sonst würden sie aus Angst um mich umkommen. Die ganze Nacht lag ich wach und dachte über das erste und das vierte Gebot nach. «Du sollst keine anderen Götter neben mir haben» und «Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren». Ein anderer Text aus dem Neuen Testament kam mir auch in den Sinn: «Wer sich mir anschliessen will, der muss Vater und Mutter an die zweite Stelle setzen, ebenso Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar das eigene Leben. Sonst kann er nicht mein Jünger sein.» (Lukas 14:26) Am nächsten Tag nahm ich den Fetisch mit nach Bamenda, wo ich zur Schule ging. Meine Gedanken waren ständig abwesend, denn ich hatte von zuhause genaue Anweisungen erhalten, wie ich mit dem Fetisch umgehen sollte, z.B. ihn an jedem Monatsende anzubeten (zu Beginn jedes Monats sollte ein Familienmitglied geopfert werden), ihn mitzunehmen, wenn ich unterwegs war und so weiter. Mich störte der Geruch der Medizin, mit dem der Fetisch eingerieben war. Zum Schluss trug ich ihn hinters Haus, wo ich Blumen gepflanzt hatte und grub ihn tief in die Erde ein. An der Stelle wachsen bis heute keine Pflanzen mehr.

In den grossen Ferien fuhr ich zu meinem zweitältesten Bruder nach Douala. Da ich den Fetisch nicht dabei hatte, fürchtete ich mich vor der Begegnung mit meinem Bruder. Er fragte mich auch sogleich, ob ich dem Fetisch gehorchte, aber er wollte nicht wissen, ob ich ihn dabei hätte. Er versuchte, mich im Laufe des Tages weiter auszufragen, aber ich antwortete nicht. Am nächsten Tag schrieb ich ihm einen langen Brief, den ich ihm am Morgen gab und dann zu einem Freund ging. Ich schrieb meinem Bruder unter anderem: «Erlaube mir, meinem Gott zu gehorchen. Ich kann diesen Fetisch nicht annehmen. Wenn ich dafür sterben muss, so lass mich sterben.» Nachdem mein Bruder diesen Brief gelesen hatte, erwähnte er den Fetisch nicht mehr, bis ich ihn verliess, um nach Bamenda zurückzufahren. Hilflos wie ich war, wurde ich doch gerettet durch den Trost guter Freunde und der Bibel, die ich unter mein Kopfkissen legte.»

Motivierende Arbeit mit der CYF der Presbyterian Church in Cameroon (PCC) in Bamenda

Ausschnitte aus dem Rundbrief «Junge Kameruner auf der Suche nach dem eigenen christlichen Lebensweg zwischen Tradition und den Ansprüchen der neuen Zeit»:

«Die Kirche begegnet diesen Herausforderungen mit den Angeboten und Hilfen der Frauen- und Jugendarbeit. Christliche Jugendgruppen sind ein Auffangnetz für nach Orientierung suchende Jugendliche. Ich habe das Glück, zu einer besonders aktiven und gut funktionierenden Gruppe zu gehören. In dieser Gruppe haben sich dank der Initiative hervorragender Führungskräfte Untergruppen herausgebildet, zu denen weniger, aber dafür interessierte und engagierte Mitglieder gehören. Da gibt es z.B. eine wöchentliche Gebetsgruppe, die sich in Privathäusern trifft und ein monatliches «Picknick» hier im Kirchenzentrum. Zum letzteren bringt man Getränke, Kuchen, Biskuits und Obst mit und lagert im Schatten eines Baumes. Bevor man aber fröhlich miteinander isst und trinkt, wird erst gründlich gearbeitet. Man liest christliche Literatur zum Thema Ehe- und Familie, die Bibelmeditation steht jedes Mal am Beginn. Man diskutiert anstehende Fragen und Probleme sowie die gelesene Literatur. Es wurde eine christliche Zeitschrift aus Amerika abonniert, Artikel werden unter die Mitglieder verteilt und Referate gehalten. Und dies alles ist aus eigener Initiative entstanden – ohne Einwirkung von Erwachsenen. Das ist sehr beeindruckend. Hier setzen sich die jungen Leute wirklich mit ihren brennenden Problemen auseinander. Da werden Fragen diskutiert wie: «Wie kann ich eine Ehe nach europäischem Muster pflegen mit Kommunikation am Familientisch, ehelicher Partnerschaft und gegenseitiger Achtung und Liebe und mich gleichzeitig den guten Werten der afrikanischen Tradition verpflichtet fühlen, d.h. der Aufnahme von Verwandten in den eigenen Haushalt?», «Wie wehre ich mich gegen Ausnutzung und Überbeanspruchung von Seiten der Grossfamilie?», «Was mache ich, wenn meine Eltern nach traditionellem Muster eine Ehe für mich arrangieren wollen und ich den ausgesuchten Partner nicht mag?», «Was tut ein junger Mann, der heiraten möchte, aber den Brautpreis nicht bezahlen kann?», «Wie viele Kinder sind wünschens- und empfehlenswert – also Familienplanung?», «Wie gehe ich mit dem Problem einer kinderlosen Ehe um?» (eine Frau, die keine Kinder bekommen kann, ist in Kamerun immer noch diskriminiert. Kinderlosigkeit bietet eine Entschuldigung für den Ehemann, sich eine zweite Frau zu nehmen), «Wie führe ich ein vom christlichen Glauben geprägtes Familienleben?». Diese und viele andere Fragen werden in der Picknickgruppe ernsthaft besprochen. Das ist eine echte Selbsthilfe.

Für die gesamte CYF-Gruppe (christliche Jugendgemeinschaft) hatte ich voriges Jahr zwei Vertreterinnen der Frauenarbeit zum Thema «Sexualerziehung, Beziehung Junge-Mädchen, christliche Ehe» eingeladen. Die Sekretärin der Frauenarbeit konnte ich dieses Jahr zum Thema «Wie vermeide ich Versuchungen?» gewinnen. Der Bedarf an Beratung, psychologischer und seelsorgerlicher Betreuung und geistiger Führung unter Jugendlichen ist gross. Gerade bin ich dabei, eine Mädchenkonferenz für Studentinnen unserer Schulen in Zusammenarbeit mit Kolleginnen der Frauenarbeit zu

planen. Die Kirche tut ihr Bestes, um den Bedürfnissen ihrer Jugend zu begegnen und die verschiedenen Zweige der presbyterianischen Jugendarbeit kommen dem entgegen. Nur gibt es zu viele Jugendliche und zu wenig qualifizierte Helfer. Die Pfarrer sind oft zu überlastet, als dass man ihnen noch Beratungsfälle von Studenten zuführen könnte, obgleich ich versucht habe, sie in einigen Fällen miteinzubeziehen, wie in der Krankenpflegeschule und bei akuten Ehe- und Familienproblemen einiger Studenten, die nach Hilfe verlangten. Die Kirche muss sich insgesamt der Herausforderung ihrer Jugend stellen, weil sonst Splittergruppen und Sekten bereit sind, einzuspringen und dies schon tun, um Jugendliche in eine religiös schwärmerische und daher gefährliche Richtung zu manipulieren.»

Ich habe hier immer den Eindruck gehabt, neben der lehrenden Position die lernende eingenommen zu haben. Und dies hat mein geistliches Leben enorm bereichert. Vieles, was ich hier an lebensnaher Verkündigung und praktischem Christentum gelernt habe, werde ich versuchen, zuhause fruchtbar zu machen, soweit dies möglich ist. Ich will damit nicht sagen, dass das christliche Leben in Kamerun nicht auch Mängel aufweist. Es gibt viele, wie z. B. die oft wegen der Überfülle an Aktivitäten seicht gewordenen Gottesdienste, um nur einen zu nennen. Wenn hier einer aber wirklich überzeugt Christ ist, dann ist seine Religion mit dem Leben verknüpft, dann ist sie wirkliche Lebenshilfe und hat Aussagekraft für andere. Das konnte ich an fast jedem Jugendgruppentreffen spüren. Junge Menschen, die zu solch einer Gruppe gehören, erfahren wirkliche Lebensorientierung. Dasselbe gilt für die Frauenarbeit der Kirche.

TAMBE ANANJEH

Hanni Egli¹⁰

Hoch über dem weiten Tal des Mbo Flusses, auf den fruchtbaren Hügeln des Mundanigebirges in Kamerun liegt das Dorf Ober-Foreke. Ein stolzes Häuptlingsgehöft steht unter uralten, verwitterten Bäumen. Der Häuptling zeigt uns einen grossen, länglichen Stein in der Mitte des Platzes. Über diesen Stein gibt es eine Sage, die er uns erzählt:

«Vor vielen, vielen Jahren, als noch keine Weissen in unser Land eingedrungen waren, bildete unser Stamm ein grosses Königreich. Damals stand an der Stelle dieses Steines eine Sprechtrummel. Der König sandte damit Botschaften ins ganze Land hinaus. Alle Männer verstanden die Sprache der Trummel und trommelten des Königs Anweisungen weiter von Berg zu Tal.

Einmal drangen Feinde in das Land ein und begannen, unseren Stamm zu vertreiben. Auch hier oben auf dem Königshof wurde die Lage immer ge-

¹⁰ Einsatz zwischen 1960 und 1978 (mit einem krankheitsbedingten Unterbruch von zwei Jahren) als Krankenschwester in der Leprasiedlung von Manyemen, Kamerun.

fährlicher, sodass selbst die treuesten Leute sich zur Flucht entschlossen. Aber die kostbare Sprechtrommel wollte man nicht den Feinden überlassen. Da trat der greise König zum letzten Mal unter den uralten Mahagonibaum und redete die Trommel an: «Du, Sprechtrommel unserer Väter, sollst hinfort verstummen und schweigen, bis unser Stamm dich wieder ins Leben ruft!» Augenblicklich verwandelte sich die hölzerne Trommel in Stein.

Als viele Jahre später die Feinde das Land verlassen hatten, kehrte unser Volk wieder heim. Aber alle, die das Zauberwort gewusst hatten, um die versteinerte Trommel aufzuwecken, waren in der Zwischenzeit gestorben. So steht sie noch immer stumm unter dem Mahagonibaum und wartet auf das erlösende Zauberwort.»

Ober-Foreke ist die Heimat von Tambe Ananjeh. Der Knabe ist eines der vielen Kinder des Häuptlings. Seine Mutter lebt nicht mehr, so gehört er nun zur Familie einer andern Häuptlingsfrau. Jede Frau bewohnt mit ihren Kindern eine eigene Hütte. Tambe ist gegenüber dem Häuptling – dem Fon, wie man in Kamerun sagt – sehr ehrerbietig und gehorsam. Obschon dieser ja sein Vater ist, begegnet er ihm nur in demütiger, gebückter Haltung. Tambe ist etwa zwölfjährig und besucht die Schule in Mittel-Foreke. Für den Weg benötigt er zu Fuss ungefähr eine Stunde. In der dortigen katholischen Schule ist er in seiner stillen, aber sehr aufmerksamen Art ein guter, fleissiger Schüler.

Woher ich Tambe Ananjeh kenne? Wir Mitarbeiter der kirchlichen Leprastation Manyemen unternahmen zu Fuss eine Tour durch jene Gegend, um abzuklären, ob sich unter der Bevölkerung Leprakranke befänden. Bald hatten wir mehrere Personen mit sicheren Zeichen der von vielen gefürchteten Krankheit entdeckt. Wir schrieben Name, Adresse und weitere Angaben der Patienten auf und gaben ihnen Medikamente sowie die nötigen Anweisungen.

Die Lehrer von Mittel-Foreke ordnen ihre Schüler wie für eine Stafette klassenweise. Wir sehen uns die Kinder eines um das andere genau an. «Wie heisst du denn?» «Tambe Ananjeh von Ober-Foreke», antwortet der Bub mit dem klugen Gesicht. Er hat deutliche helle Lepraflecken an den Beinen und am Körper und sein rechter Fuss ist angeschwollen. Ein tiefer, trockener Riss klafft in seiner Fusssohle. Wir besprechen den Fall mit den Lehrern, dem Häuptling und dessen Beratern. Nach dieser Unterredung entschliessen wir uns, Tambe Ananjeh mit uns nach Manyemen zu nehmen. Dort soll seine Krankheit in der Leprasiedlung während längerer Zeit gründlich behandelt werden.

Tambes schwarze Augen funkeln. Er ist hin- und hergerissen zwischen Angst und Freude: Fort von hier soll er, weg von seinen Geschwistern und Freunden, von seinen Ziegen, von seinen Bergen, von den rauschenden uralten Bäumen. In eine andere Welt, wo es Neues zu entdecken gibt. Früh am nächsten Morgen nimmt Tambe Abschied von seinem Vater, den Geschwistern und allen Bekannten. Seine Habseligkeiten sind zu einem Bündel zusammengeschnürt, das er auf dem Kopf trägt. Tapfer wandert

Tambe mit uns und seinem Onkel bergauf und bergab, durch dichte Wälder und durch fruchtbare Cocoyamsfarmen mehrere Stunden bis zum Dorf Fontem. Tambe staunt über die vielen Häuser und Strassen dieser Ortschaft. Er hat noch nie zuvor ein Auto gesehen und schaut sich misstrauisch nach diesen seltsamen lauten Dingern aus Blech um.

Bald nachher sitzen wir alle vergnügt in unserem Landrover, den der ausgezeichnete Chauffeur aus Manyemen hier herauf gefahren hat, um uns abzuholen. Es ist Tambes erste Reise im Auto! Er genießt es, so rasch und bequem durch die wunderschöne Landschaft zu fahren.

Sechs Stunden später fahren wir in die Siedlung von Manyemen und halten vor dem Kinderhaus. Bald umringen uns alle Buben und Mädchen. Sie freuen sich, dass wir einen neuen Kameraden gebracht haben. Alexander, der aus Tambes Nachbardorf kommt, freut sich ganz besonders. Jeder will Tambes Bündel tragen und dem Neuankömmling zum Freund werden. Nach mehreren Wochen guter Pflege im Spital hat sich Tambes Fuss erholt. Die Leprasiedlung beschäftigt einen eigenen Schuhmacher, der auch für Tambe spezielle Schuhe herstellt. Mit grosser Freude besucht Tambe die Schule der Siedlung. Hier sind die Klassen viel kleiner als in Mittel-Foreke, daher können die Schüler vom Unterricht so recht profitieren, und das Lernen, Singen und Turnen bereitet Spass.

Jeden Tag nach Schulschluss versammeln sich alle Kinder vor dem Spital, um ihre Medikamente zu bekommen. Zweimal wöchentlich muss Tambe mit andern zusammen in die Physiotherapie. Hier werden von der Lepra geschwächte Muskeln mit Wachsbadern, Massagen und Turnen wieder gekräftigt. In regelmässigen Abständen wird Tambe auch zur Kontrolle beim Arzt gerufen oder zu Untersuchungen ins Labor.

Tambe Ananjeh wird von seiner Krankheit völlig genesen. Aber dazu braucht er viel Geduld, denn es dauert mehrere Jahre. Tambe wird ein junger Mann sein, wenn er endlich aus der Behandlung entlassen werden kann. Voraussichtlich wird er in der Leprasiedlung die Volksschule – das sind in Kamerun sieben Klassen – abschliessen. Nachher wird er wahrscheinlich noch eine Zeitlang im Männerdorf wohnen, bis er so weit hergestellt ist, dass keine Rückfälle oder Störungen mehr zu befürchten sind. Dann darf Tambe in seine Heimat zurückkehren. Auch dort soll er die Behandlung noch einige Jahre fortsetzen. Medikamente wird er beim Krankenpfleger der nächstgelegenen kleinen Klinik erhalten.

Tambe wird in Manyemen vieles lernen: das Zusammenleben in der Gemeinschaft mit andern Knaben, das Teilen, das gemeinsame Arbeiten und das gemeinsame Sichfreuen. Er wird viel über die Lepra wissen und andern Leuten daheim die Wahrheit über dieses Leiden erzählen: Der Leprakranke soll sich nicht schämen und verstecken, sondern sich melden und sich behandeln lassen. Lepra ist heilbar, aber es braucht Geduld. Tambe Ananjeh ist Christ. Lasst uns hoffen und beten, dass er auch in seinem Glauben gefestigt wird, dass er Jesus immer besser kennenlernt und mit Freude und Mut zu Ihm steht.

MÄDCHEN FÜR ALLES IN KAMERUN

Herta Burgstaller¹¹

Ich arbeitete von 1977 bis 1987 mit der Basler Mission als «Fraternal Worker» in Kamerun. Es war das Lepraspital «Hauseniasis» in Manyemen. Ich hatte zuvor die zweijährige Missionsschule in Salzburg und danach eine Ausbildung zur Krankenschwester – mit Zusatzausbildung zur Hebamme in London – absolviert. Als ich ausreiste, war ich 35 Jahre alt und sollte als Nachfolgerin der Schweizerin Hanni Egli die leitende Schwester des «Hauseniasis» werden.

Ich bin ledig ausgereist. Meine Aufgaben waren vielfältig, ja, «Mädchen für alles» war ich. Zu meiner Verantwortung gehörten verschiedene medizinische und soziale Arbeiten. Durch den diensthabenden Arzt wurde ich in die praktische Arbeit mit Leprakranken eingeführt. Ich war Mitglied des Spitalmanagements, das aus dem Arzt, dem Verwalter und mir als leitender Schwester bestand. Ich war auch zuständig für die Apotheke, zum Beispiel für Bestellungen aus Europa. Auch für das Personal im Spital war ich verantwortlich. Ich arbeitete bei den Visiten mit dem Arzt zusammen und vertrat ihn, wenn er in der Aussenarbeit war, was oft bis zu einer Woche dauerte, während der er sich in Dörfern und Schulen zur Reihenuntersuchung auf Lepra aufhielt. Schliesslich kontrollierte ich auch die Spitalküche. (Unsere bettlägerigen Patienten bekamen zwei Mal täglich ein warmes Essen.)

Die anderen Patienten in der Siedlung versorgten sich selbst, denn sie hatten jeweils ein eigenes Stück Land zum Bewirtschaften. Weiterhin gab es Zusammenkünfte mit den Hauseltern der Schulkinder. Wir hatten eine Primarschule für die kranken Kinder. Sie lebten in eigenen Dormitorien. Deshalb sah unsere Leprasiedlung aus wie ein kleines Dorf mitten im Urwald. Eine weitere Zusammenarbeit bestand mit «Mamy Chief» und «Chief», der Häuptlingsfrau und dem Häuptling in der Siedlung für die Patientinnen und Patienten. Wenn es Probleme gab – es waren circa 80 Kranke insgesamt im Camp – versuchte ich, zu helfen. Im Spital, welches über etwa 25 Betten verfügte, waren nur die schwer Kranken und Bettlägerigen untergebracht – hauptsächlich zum Heilen der durch die Lepra verursachten Plantargeschwüre, Blutvergiftungen und anderes mehr.

Ich war auch als Narkoseschwester tätig – zwei Mal wöchentlich wurde operiert: Brüche Hernien, Wundauskratzungen, Sehnenverpflanzungen, Hände, viele Abszessöffnungen oder die Sterilisationen von Frauen, wenn dies aus gesundheitlichen Gründen nötig war.

Zweimal wöchentlich gab es in der Ambulanz eine Sprechstunde für die Patientinnen und Patienten – komplizierte Fälle schickte ich zum Arzt weiter. Die Malaria war der «Killer Nummer eins» für die Kinder. Es gab aber auch Schlangenbisse, oft um Mitternacht, da musste immer ein Serum im

¹¹ Einsatz als Krankenschwester das Lepraspital «Hauseniasis» in Manyemen, Kamerun

Kühlschrank sein. Wir hatten ständig circa 20 Tuberkulosepatientinnen und -patienten in einer eigenen Siedlung, die meisten mit offener TBC (das heisst: mit Bluthusten). Sie blieben circa drei Monate für eine Behandlung mit Spritzen und Medikamenten.

Als Hebamme half ich in meiner Zeit circa sechs bis sieben Kinder auf die Welt, alles gesunde, allerliebste Babies. Für zwei von ihnen durfte ich Patin sein; sie trugen auch meinen Namen – Herta.

Einmal wöchentlich fand eine Essensverteilung der World Health Organization (Weltgesundheitsorganisation) statt: Ölkonserven, Reis, Trockenmilch, Mais, Fischkonserven und anderes mehr. Auch hatte ich Bereitschaftsdienst in der Nacht. Da gab es kein Telefon, sondern der Nachtwächter klopfte ans Fenster und sagte: «Sister come!» Bei der Aufnahme von Neuzugängen von Leprakranken galt es, den Status zu erfassen und Diagnosen zu erstellen. Da gab es drei Kategorien: leicht, mittel und schwer und dann noch die «burn out Fälle». Manche kamen mit einem Rückfall. Sie haben die Medikamente zu Hause unregelmässig oder gar nicht eingenommen. Nach 6 bis 12 Monaten mussten sie zur Kontrolle kommen. «Schlafender Tiger» nannte man einen Rückfall der Krankheit. Die kürzeste Behandlung dafür war eine drei Jahre andauernde Tabletten-einnahme, oft auch lebenslang – eine zähe Sache. Dass man dabei die Geduld verliert, ist verständlich.

Auch für die Ausbildung von Personal waren wir zuständig, insbesondere für Aufklärungsarbeit über Malaria, Lepra und TBC mit Hilfe von Postern.

Nachdem ich die Pidginsprache (Pidginenglisch) gelernt hatte, predigte ich einmal pro Monat selbst. Sonst habe ich die Predigten und Morgenandachten im Spital organisiert.

Einmal wöchentlich habe ich natürlich auch ich an den Zusammenkünften der Frauenvereinigung «Christian Women Fellowship» (CWF) teilgenommen. Auf dem Programm standen: Bibelarbeit, Hygiene, Nähen, Singen und Kochen. Das Programm wurde jährlich in Kumba von der Leitung der Frauenarbeit erstellt.

Was habe ich gelernt im Kontakt mit den Frauen vor Ort? Diese Frauen waren durch ihre Krankheit zum Teil schwer gezeichnet, nach innen und nach aussen. Eine jede hatte ihr eigenes Schicksal. Sie kamen von verschiedenen Stämmen mit verschiedenen Sprachen. Oft wurden sie von ihren Familien ausgesetzt. Der Anfang war zäh, jedoch mit der Zeit wurden die Frauen offener und fröhlicher. Wir sangen viel, auch christliche Lieder, und tanzten zu den Trommeln. In der Bibelarbeit konnte ich «Null» voraussetzen. Man «fängt an», und oft wurde ich überrascht. Zum Beispiel entschlossen wir uns in der Passionszeit, für die Patientinnen und Patienten ein Stehgreifspiel von der Kreuzigung Jesu zu inszenieren. Unvergesslich, wie sich die Frauen in kürzester Zeit zu Bühnenkünstlerinnen entwickelten. Sie hatten aber auch den Inhalt gut verstanden – und somit eine bedeutende Botschaft überbracht. Das hat mir sehr viel gegeben – ganz

persönlich. Die Frauen hatten Talente im Verborgenen – trotz ihrer Verstümmelungen konnten sie tanzen und fröhlich sein. Da können wir Europäerinnen und Europäer neidisch werden.

Wenn man sonntags in der Kirche opferte, dann tanzte man singend nach vorne zum Altar – die Frauen in schönen, afrikanischen Kleidern, mit ihren kräftigen Stimmen und mit ihren einzigartig schönen und anmutigen Tanzbewegungen. Davon kann ich jetzt, zurück in Europa, nur träumen. «Wie langweilig ist es doch bei uns», denke ich mir.

Die Menschen in Afrika haben mir viel gegeben. In mir drinnen gibt es nun ein schönes «Buch», welches ich aufklappen kann – und das mir niemand wegnehmen kann. Mir wurde in meinem Leben ein grosses Privileg zuteil. Gott hat meine Füsse auf weiten Raum gestellt.

Was habe ich den Frauen in Afrika überhaupt gegeben? Wie kann ich es denn selbst so genau wissen? Ich habe gehört, jeder Weisse bekommt einen Namen, den man eigentlich nie erfährt oder wenn, dann nur zufällig. Ich bekam einen «treffenden» Namen, jedoch wurde ich auch «Mammy» genannt. Und das ist eine schöne Bestätigung.

Es gibt besondere Bibelverse, die mich und meine Patientinnen und Patienten ermutigten, zum Beispiel: «Ich bin der Herr, dein Arzt» (2. Mose 15/26). Wenn die Seele heil ist, dann heilt auch die Krankheit besser. Ich glaube, es gesehen zu haben. AMEN!

WANN WERDEN WIR EINS IN DER GEGENWART CHRISTI?

Irmhild Lyonga-Gauch¹²

Als ich 1964 nach Kamerun kam, gab es noch immer starke Spannungen, ja Konkurrenz zwischen der Römisch-katholischen und der Presbyterianischen Kirche und ihren Pfarrern wie auch vielen Gemeindegliedern. Sobald die Evangelischen eine kleine Kirche an einem Ort bauten, wurde sofort, wenn auch nur zehn Katholiken da waren, von der Weltkirche ein viel grösseres Kirchengebäude errichtet, wenn möglich genau gegenüber. Dies geschah auch umgekehrt. Die katholischen Missionare wollten ihren Gläubigen eine Kirche bauen, natürlich mit Spendengeldern, denn die meist ziemlich aufwendigen Gebäude konnten nicht mit dem Geld der Christen vor Ort gebaut werden. Zumal damals noch nicht viel Bargeld im Umlauf

¹² Einsatz zwischen 1964 und 1967 für Frauenarbeit in Bafut, Kamerun. Zwischen 1968 und 1986 wirkte sie nach dem Heiraten als erste verheiratete Frau in der Funktion eines «Sunday School Organizer» für die Presbyterianische Kirche in ganz Westkamerun, dann auch für einige Gemeinden in Ostkamerun. Später wurde sie als zweite Frau von der PCC als Pfarrerin ordiniert.

war. Bald darauf befanden die evangelischen Christen, nun müssten sie schnellstens wenigstens auch eine kleine Kirche in Sichtweite der katholischen bauen (ich spreche natürlich zunächst von Dorfgemeinschaften). Mein Mann erlebte in seiner Schulzeit eine lange harte Prüfung seines Glaubens. Er selbst war Pfarrerssohn, konfirmiert und fest in seinem Glauben verankert. Sein Vater wollte für ihn die beste Ausbildung. Die einzige Sekundarschule damals wurde von der katholischen Kirche betrieben. Alle Lehrer waren Priester und Ordensleute. Die Lehrer versuchten auf vielerlei Arten, die Evangelischen in dieser Schule zu konvertieren. Viele liessen es auch geschehen, damit sie nur auf der Schule bleiben konnten. Doch nicht so mein Mann. Das war für die Lehrer eine sehr harte Nuss, eine riesige Herausforderung. Sie drohten ihm mitten im Unterricht mit der Höllestrafe und klebten als Belohnung einen Geldschein an seine Stirn, als er einmal auf langen Druck hin eine Messe besucht hatte. Sie gaben ihm als Strafe auf, jeden Morgen, aber vor allem sonntags, die Abfallkübel aus der Küche wegzutragen, damit er ja nicht zu seinem Gottesdienst ins nahe gelegene Dorf gehen würde. Damit versäumte er auch die Trainingsstunden für den Fussball, bei dem er so gern mitspielte. Eines Tages sah er am schwarzen Brett eine weitere Strafe, weil er die Trainingsstunden geschwänzt habe. Da ging er zum Schulkameraden, der zuständig war und erzählte es ihm. Dieser konnte erreichen, dass die erste Strafe aufgehoben wurde, weil mein Mann ein zu guter Fussballer war, den sie nicht missen wollten, wenn es ums Gewinnen ging. Mit der Zeit wurde der Druck so schlimm, dass er zwei Tage das Essen verweigerte und nur noch voller Depressionen auf dem Bett lag. Eines frühen Nachmittags raffte er sich auf und klopfte an der Bürotüre des Direktors. Der Priester war hocherfreut. Endlich! Mein Mann bat nur um Antwort auf eine Frage: «Wie kommt man in den Himmel?» Antwort des Priesters: «Nur über die katholische Kirche.» Mein Mann: «Dann will ich lieber mit der Basler Kirche in die Hölle.» Von da an liessen sie ihn mehr oder weniger in Ruhe. Doch die Schule blieb für ihn noch sehr, sehr lange eine Schreckenserinnerung.

Zum grossen Glück, er war in der Zwischenzeit selbst Pfarrer geworden, gab es dann immer wieder Begegnungen und Erfahrungen mit katholischen Kollegen, die halfen, die «Feindschaft» und schrecklichen Erinnerungen zu überwinden. Da geschah dann «Glauben verbindet». Dies war z.B. im Seminar in der Nähe von Genf, wo alle Konfessionen zusammen studierten, so: Dort waren der indische Pfarrer der Thomaskirche, der römisch-katholische Priester aus Amerika und viele andere. Jeder sollte einmal den Gottesdienst gestalten. Der römisch-katholische Priester war ein richtiger Freund geworden. Als er an der Reihe war, die Messe zu feiern, fehlte es ihm an Ministranten. Da bot sich mein Mann an, denn er kannte ja den ganzen Ritus. Mit diesem Priester konnte das Eis endlich anfangen, zu schmelzen.

Viele Jahre später, als sich ein Brautpaar wünschte, am Tag ihrer Trauung das Abendmahl zu feiern, gab es ein grosses Problem, denn der Bräutigam war katholisch und die Braut evangelisch. Für mich war es wie ein Wunder: Der Priester, einer der Lehrer meines Mannes in der Sekundarschule,

und mein Mann, beide jetzt Gemeindepfarrer, verbanden sich und feierten miteinander eine erste ökumenische Trauung mit Eucharistie und Abendmahl. Jeder der Anwesenden konnte «The last Supper/The Holy Communion» so einnehmen, wie er oder sie es sich gewohnt war. Eine wunderbare Erfahrung. Da begann «Glauben verbindet». Beide Bischöfe waren einst Schulkameraden meines Mannes gewesen und mit beiden verband ihn später ein herzliches Verhältnis. Wann immer das grosse Jahresfest der Schule stattfand, wurde mein Mann speziell eingeladen - als einziger Pfarrer der Presbyterianischen Kirche, der aus dieser Schule hervorgegangen war. Er bekam einen Ehrenplatz auf der Tribüne und durfte das Gebet sprechen oder eine Ansprache halten.

In den verschiedenen Gemeinden, in die wir versetzt wurden, gab es immer wieder mit den katholischen Priestern wie auch mit den Baptisten eine gute Zusammenarbeit auf die eine oder andere Weise. Was für mich selbst eine sehr bereichernde Erfahrung war, war das Kennenlernen der europäischen Missionarinnen der Neuapostolischen Kirche. Dies geschah zunächst einfach auf dem Wege der Hilfe bei der Vervielfältigung unseres «Sunday School Heftes». Meine Maschine streikte und das Heft musste unbedingt fertig und ausgeliefert werden. Da durfte ich bei ihnen sechzig Seiten 1'200 mal kopieren. So kamen wir ins Gespräch und merkten, dass wir bezüglich der Kinder und der Weitergabe des Glaubens und der frohen Botschaft eigentlich genau dasselbe Anliegen hatten. So begannen wir, Ideen, Material und anderes auszutauschen und hatten viele sehr gute Gespräche miteinander. Das Spezifische des Glaubens der Neuapostolischen Kirche war erst im Erwachsenenalter wichtig und unterschiedlich zu unserem Bekenntnis und Glauben.

In Deutschland 1986 wollte ich so froh sein, dass es Ökumene gab, das Lima-Papier und vieles mehr. Ich dachte: Jetzt wird es wirklich wahr, dass wir zusammenwachsen und zusammengehören, einfach als Christen. Gemeinsam Kommunion feiern lernen und Gottesdienste. Aber auch da war es immer noch sehr mühsam oder ging gar nicht. Eine Frau auf der Kanzel geht doch nicht, eine evangelische Pfarrerin ist doch viel weniger geweiht von ihrer Ordination her als ein Priester mit der richtigen, viel höheren Weihe. Schwierig, eine ökumenische Trauung zu vollziehen. Aber zum grossen Glück hatte die Badische Landeskirche mit der Römisch-katholischen Kirche eine Agenda ausgearbeitet, wonach wir ökumenisch trauen konnten und durften. Mit den jüngeren Kollegen war es dann viel einfacher.

In den afrikanischen Gottesdiensten, die wir - Pfarrer Akoto, Ghanaer, Austauschpfarrer und ich - begannen, wurde es dann wirklich so: «Glauben bewegt und Glauben verbindet». Zunächst waren es fast nur Afrikaner - katholische, evangelische, Baptisten, muslimische - und Deutsche (auch da alle Konfessionen), die die Afrikaner kutschierten. Als einige junge Familien mit kleinen Kindern und Säuglingen entdeckten, dass bei uns viel Raum zum Spielen und sogar Herumrennen war, dazu noch zu einer späten Morgenzeit, kamen sie. Wir alle feierten den Gottesdienst dreisprachig - dann und wann mit Abendmahl, mit Eucharistie und vor allem mit viel

Liedern und Trommeln. Anschliessend mit gemeinsamem Essen. Es war so richtig Agape. Es gab Taufen, Hochzeiten und viele Gespräche beim Mittagessen, das eine Gruppe hervorragend kochte.

Noch eine bereichernde Erfahrung in Sachen verbindender Glaube: In Kamerun waren «fraternal workers» aus vielen Ländern, so auch aus Indien. Als sie und auch ich in unsere Heimatländer zurückgekehrt waren, luden sie mich ein, ihren einzigen Sohn zu trauen. Für den dortigen Bischof der anglikanischen Kirche war ich wieder einmal eine Zumutung. Aber meine indischen Freunde bestanden darauf, dass ich wenigstens die Traupredigt halten durfte. So geschah es auch. Die Braut hatte sich vorher vom hinduistischen Glauben losgesagt und war nun getaufte Christin. Die Gemeinde hatte keine Probleme mit mir, im Gegenteil. Alle, erst recht die Männer, hörten mir sehr wach zu und sprachen mich nachher mit der einen oder anderen Frage an. Es war eine herrliche, wunderschöne Trauung und ein wunderschönes Hochzeitsfest, noch ein wenig grösser als unsere Trauung und unser Fest 1968 in Kamerun.

Es ist eine grosse, manchmal erlahmen wollende Hoffnung, dass wir eins werden in Christus. Im ökumenischen Gebetskreis, beim gemeinsamen Bibellesen, das für die katholischen Christen immer wieder eine Entdeckung ist, beten und singen wir: «Vater mach uns eins. Siehe wie fein und wie lieblich ist's, wenn Brüder und Schwestern in Einheit sind. Denn dort hast Du den Segen verheissen, Leben in Ewigkeit.»

In beiden Gesangbüchern stehen die Worte, die unser ständiges Flehen sind:

«... du wollest durch deinen Heiligen Geist wieder zusammenführen, was zerbrochen ist, einigen, was getrennt ist und daraus eines machen. Gib, dass wir alle Spaltungen lassen, damit ein einiges Denken und Fühlen uns zu Dir führe, Herr Jesus Christus.» Martin Luther

«Herr Jesus Christus, du hast gebetet. Lass alle eins sein wie du Vater in mir bist und ich in Dir. Wir bitten dich um die Einheit deiner Kirche. Zerbrich die Mauern, die uns trennen. Stärke, was uns eint und überwinde, was uns trennt. Gib uns, dass wir die Wege zueinander suchen. Führe den Tag herauf, an dem wir dich loben und preisen können in der Gemeinschaft aller Gläubigen.» GL Nr.28.3

Warum sind wir immer noch getrennt? Wo bleibt der verbindende Glaube aller Christen und Christinnen? Wie lange müssen wir noch warten, bis wir an den einen Tisch treten können und dürfen und gemeinsam Brot und Wein mit und unter der Gegenwart Christi in seinem Namen in der Kommunion teilen und eins sind?

JESUS, ICH FOLGE DIR.

Johanna Oberlerchner¹³

Von 1977 bis 1993 habe ich im Spital Manyemen in Kamerun als Ärztin gearbeitet. Ich bin voll Begeisterung hinausgefahren, weil ich für Jesus etwas tun wollte. „Aufgewachsen in einer Missionarsfamilie, – mein Vater war von 1938 bis 1940 in Kamerun und nach dem Krieg Reiseprediger der Basler Mission in Österreich – war es schon früh mein Wunsch einmal als Missionsärztin tätig zu sein. Während des Studiums allerdings kam mein Entschluss ins Wanken, auch begann ich an meinen bisherigen Glaubensüberzeugungen zu zweifeln. Ich war unglücklich und suchte nach Halt und neuen Perspektiven. Dabei stieß ich in einem Buchgeschäft in der Währingerstrasse in Wien auf das Buch von Watchman Nee: Das normale Christenleben. Der nüchterne Titel sprach mich an und ich erhoffte mir bei der Lektüre eine ebenso emotionslose Darstellung des Gegenstands der Betrachtung, nämlich des Christentums. Doch ich war überrascht und bald erschrocken, als ich beim Lesen feststellte, dass es da nicht um eine Religion ging sondern vielmehr um Zugehörigkeit zu einer Person, nämlich zu Jesus Christus. An ihm kam ich nicht vorbei, das war mir plötzlich klar. Mit meinem Ja zu Christus lag der Weg in die Mission wieder klar vor mir. Ich erinnere mich noch daran, wie froh und erleichtert ich daraufhin war. Es machte mir nichts aus von anderen als „fromm“ belächelt zu werden. Ich hatte so einen reichen inneren Schatz gefunden und sah voll Freude und Erwartung in die Zukunft. Die Beziehung zu einem Studienkollegen, der sich als Agnostiker bezeichnete und über dessen abfällige Äußerungen ich mich oft geärgert hatte, war schon früher zu Ende gegangen. Trotzdem war ich damals enttäuscht und gekränkt, doch nun kam es mir so vor, als hätte Gott nach mir gegriffen und bestimmt, dass ich nach Kamerun gehe. Dass ich in der Lepraarbeit tätig sein würde, wusste ich damals noch nicht. Bei der Ausreise erhielt ich in einer Wegleitung von der Mission das Wort aus Jesaja 55 ,12: Ihr sollt in Freuden ausziehen und in Frieden geleitet werden. Und so war es auch.

Meine Begeisterung wurde durch Anfangsschwierigkeiten etwas getrübt. Zuerst einmal erwarteten mich Schwärme von Stechmücken im tropischen Klima der SW-Provinz. Sie überfielen mich und richteten mich bald derart zu, dass ich mir vorkam wie der arme Lazarus, vor allem meine Beine waren bedeckt von geröteten Stichen und nässenden Kratzwunden. Als Dienstkleidung hatte ich aus Europa nur halblange weiße Baumwollschürzen mitgenommen. Als sich dann eine Besuchergruppe aus der Schweiz ankündigte, machte ich mich daran, mir mit einer Hand betriebenen Nähmaschine aus einem weißen Leintuch Hosen anzufertigen, um meine zerstochnen Beine zu verbergen. Mit der Zeit ließ die Reaktion des Körpers auf die Mückenstiche nach. Es entstanden nicht mehr sofort juckende Beulen und ähnliches. Mit Filarien war ich nie infiziert. Für die war ich, medizinisch gesprochen, ein schlechter Wirt. Ich wurde zwar von den Flie-

¹³ Einsatz zwischen 1977 und 1993 als Ärztin in Manyemen, Kamerun

gen, welche die Filarien (Onchozerkose und Loa Loa) übertragen, gestochen, doch die Parasiten konnten sich in meinem Körper nicht festsetzen und verbreiten.

Auch im Spital war der Anfang nicht leicht, ich hatte keine Facharztausbildung, war bloß Allgemeinmedizinerin, trotzdem war bei Notfällen chirurgisches und gynäkologisches Fachwissen und Können gefragt. Doch da erfuhr ich, dass Gott, wenn wir ihn nicht loslassen, nicht mehr von uns verlangt, als wir geben können. Ich blieb also, bildlich gesprochen, stets nahe an ihm dran, weil ich wusste, ohne ihn schaffe ich es nicht. Somit war es eine sehr gesegnete Zeit. Als nach einiger Zeit der erste Notfall kam, den ich alleine bewältigen musste – eine rupturierte Bauchhöhlenschwangerschaft – ging alles gut, ich war glücklich und dankte Gott.

In meine Anfangszeit in Manyemen fiel auch der Besuch einer CWF-Ralley (Christian Women Fellowship) im Obang Gebiet. Zusammen mit Elisabeth Gana und Janet Winchester machte ich mich auf den Weg in ein abgelegenes Dorf in diesem Urwaldgebiet, nordwestlich von Manyemen, wo die Zusammenkunft der christlichen Frauengruppen stattfand. Auf dem Weg dorthin wurde ich wiederum zur Zielscheibe von Insekten, diesmal Ameisen. Aufgeschreckt durch plötzliche Nadelstiche im Genick, sprang ich in die Höhe. Meine Sonnenbrille flog in hohem Bogen ins Gebüsch wo sie auf Nimmerwiedersehen verschwand. Was war geschehen? Ich war mitten in einen Zug von Wanderameisen geraten, die alles, was ihnen in die Quere kommt, flink und erbarmungslos attackieren. Das CWF – Fest in diesem abgelegenen Dorf war jedoch dann wunderschön. Ich genoss die Gemeinschaft, das Singen und Tanzen abends unter dem Sternenhimmel zu schönen biblischen Texten, begleitet vom Rhythmus einer Trommel.

In dieser Zeit hatte ich eine sehr starke und innige Gottesbeziehung. Und die ist auch das einzige Heilmittel gegen Gram und Einsamkeit, die mitunter an unsere Türen klopfen. Das möchte ich allen ledigen Missionarinnen sagen. Denn wir leben nun einmal als Frauen in dieser Welt und der Wunsch nach einem Partner taucht manchmal mehr, manchmal weniger auf. Wenn wir diesem Verlangen Priorität geben, kann es unseren Dienst blockieren und ruinieren. Ich war vollkommen ausgefüllt und zufrieden, als ich alleine mit meinem Gott auf meinem Platz in Kamerun war. Jesus war sehr real, ich war ja täglich auf ihn angewiesen und erlebte immer wieder seine Hilfe. Es gab aber auch Durststrecken. In einer solchen hat mich ein eher ungewöhnliches Trostwort aufgerichtet und ermutigt. Ich las in der Bibel und war plötzlich persönlich angesprochen durch das Wort in 1. Kön. Kap 19: Steh auf und iss, denn du hast einen weiten Weg vor dir! Vers 7. Also, wenn das so ist, dachte ich mir, dass Gott interessiert ist und möchte, dass ich weitermache, dann bin ich dabei. Aus der Resignation wurde Freude. Seither ist Ähnliches immer wieder passiert, wenn ich betend in der Bibel eine Antwort gesucht habe.

Ich bin alleine ausgereist und war im Allgemeinen Spital und im Lepraspital in Manyemen tätig. Von den Frauen habe ich gelernt, dass sie Kraft schöpfen aus der Gemeinschaft. Den Kamerunern muss es seltsam erschienen sein, dass eine Frau ganz allein in einem Bungalow lebt, wie es bei mir und anderen Mitarbeiterinnen der Mission der Fall war. Denn in

Kamerun lebt niemand allein, so erschien es mir zumindest damals. Es gab die Großfamilie, in der jeder seine Aufgabe hatte und für andere Verantwortung trug. Auch Alleinstehende hatten ein volles Haus, da waren Geschwister, Nichten und Neffen oder andere Verwandte, die mit im Haushalt lebten. Die Zugehörigkeit zur Gruppe war wichtig, ja lebensnotwendig. In den kirchlichen Gruppen waren „Uniformen“ üblich, das waren Kleider aus dem gleichen Stoff, womit signalisiert wurde: Wir gehören zusammen. In einem Urwalddorf, das wir im Zuge einer Leprakontrolle besuchten, sagte mir der Häuptling: Hier braucht sich kein Fremder zu fürchten, dass ihm etwas passiert. Denn wer sich hier danebenbenimmt, wird von der Dorfgemeinschaft ausgeschlossen, und das ist die größte Strafe. Leider sind mittlerweile durch die eindringende Neuzeit manche dieser intakten sozialen Strukturen verloren gegangen.

Viele Kameruner Frauen, die ich kennengelernt habe, waren starke Persönlichkeiten. Weiterbildung war ihnen wichtig, sie haben sich nicht auf ihren Partner oder ihre Familie verlassen, sie wollten sich mit ihren Gaben voll einbringen. So war ich überrascht, als ich erfuhr, dass sich die Frau unseres Pfarrers in Manyemen, die eine Schar kleiner Kinder hatte, um eine Anstellung als Hilfskrankenschwester bewarb. Sie erhielt den Job und war mit viel Elan bei der Sache. In unserem Ernährungsberatungszentrum, wo Mütter mit unter- und fehlernährten Kindern aufgenommen wurden, erteilte sie theoretischen und praktischen Unterricht. Sie war immer gut gelaunt, ich erinnere mich nicht, auch nur einmal Anzeichen von Erschöpfung oder Stress an ihr bemerkt zu haben. Das hat mich überhaupt beeindruckt, die Gelassenheit, mit der man Hindernissen begegnete und sie bewältigt hat. Bei den schlechten Straßenverhältnissen gab es immer wieder Pannen, manchmal saßen wir im Schlamm fest oder konnten nicht weiter, weil die Straße blockiert war. Nie hörte ich einen unserer Chauffeure fluchen. Jetzt war voller Einsatz gefragt, um Abhilfe zu schaffen. Helfer wurden angesprochen. Es wurde viel geredet und gestikuliert. Die Zeit spielte dabei keine Rolle. War das Problem behoben, entlud sich die Spannung in Lachen und Scherzen. So war es einmal als ich in der Regenzeit mit mehreren Frauen ein öffentliches Taxi nahm. Der Fahrer zögerte uns mitzunehmen, weil, so sagte er, wir ihm im Falle einer Panne nicht würden helfen können. Oder könnten wir sein Auto, wenn es im Dreck stecken bliebe, aus dem Loch herausschieben? Doch genau das ist dann passiert. Wir blieben stecken, doch wir ließen uns durch die Situation nicht einschüchtern. In gemeinsamer Anstrengung machten wir den Wagen wieder flott und setzten in fröhlicher Stimmung die Reise fort.

Gerne denke ich zurück an meine Zeit in Kamerun. Was ich den Frauen gegeben habe, weiß ich nicht. Was ich ihnen geben wollte, war Ermutigung, ich denke da vor allem an die Leprapatientinnen, die durch ihre Erkrankung sozial stigmatisiert und ausgegrenzt waren. Ich wollte ihnen durch meinen Einsatz Hoffnung bringen und mit ihnen gemeinsam die Freude teilen, die uns allen durch das Evangelium von Jesus Christus geschenkt wird

BEGEGNUNGEN MIT ENGELN UND GROSSEN MÜTTERN

*Lisa Meyer*¹⁴

«Glauben bewegt, Glauben verbindet» – ja, das durfte ich während meines 13-jährigen Aufenthalts in Ghana und Kamerun erleben. Mein Tagebuch weckt so viele schöne Erinnerungen, dass ich einfach einige davon aufschreiben will.

11. Februar 1974 in Manyemen

Seit einiger Zeit haben wir ein neues Hühnerhaus und beschäftigen uns viel mit den lieben Tieren. Wir füttern sie mit Garry und Njanjamotto, und sie liefern genügend Eier für unseren grossen Gemeinschaftshaushalt. Hanni Egli und ich bereiten uns auf unsere Ferien im Grasland vor und hoffen, dass die Hühner nicht wieder so verwildern.

4. März 1974 in Bamenda

Wir durften mit Spitalauto und Driver ins Grasland fahren und logierten bei Helen Signer in Mankon. Während dreier Tage besuchten wir die ehemalige Leprapatientin Paulina Mwanghu in einem weit entfernten Dorf im Santagebirge. Zuerst war es ein Problem, wie wir das Dorf überhaupt erreichen sollten. Es war kein Taxi weit und breit, das uns fahren wollte, die Strassen seien zu schlecht. Wir beschlossen, gleichwohl zu gehen und stiegen in ein Taxi, das uns wenigstens so nahe als möglich zum Dorf brachte. Dieser Ort war die Santa Kaffeefarm. Nach Erkundigungen über den bevorstehenden Weg marschierten wir mit Sack und Pack allein durch eine wunderschöne Gegend. Es war sehr heiss und über den Weg, vor allem über seine Länge, wussten wir nichts rechtes. Nach einer langen Zeit begegnete uns ein junger Mann, der uns eine Abkürzung zeigte und unser Gepäck trug. Er kam uns vor wie ein Engel des Himmels. Im Nachhinein denke ich, dass er einer war.

Was wir dann erleben durften, war spontane kamerunische Gastfreundschaft. Wir waren den Umständen entsprechend nicht angemeldet, wurden aber sehr herzlich von der ganzen Dorfgemeinschaft aufgenommen, sodass wir uns unserer weissen Haut nicht mehr bewusst waren. Wir waren sehr beeindruckt zu sehen, wie Paulina alles, was sie bei uns in der Leprasiedlung gelernt hatte (unter anderem Kinderpflege, Ernährung und Sauberkeit zur Prävention vieler Krankheiten), an die Frauen des Dorfes weitergab. Sie ist wie eine Mutter für all die Frauen, die von ihren Männern noch sehr unterdrückt werden.

Die christliche Gemeinde besteht fast nur aus Frauen und einigen jungen Burschen. Die meisten Männer haben fünf bis zehn Frauen. Paulina wohnt mit ihrer alten Mutter und dem Bruder auf dem väterlichen Gehöft. Sie war auch einmal verheiratet, wurde aber von ihrem Mann verstossen, als

¹⁴ Einsatz zwischen 1965 und 1968 als Operationsschwester in Agogo und Bawku, Ghana, und von 1968 bis 1978 als Krankenschwester im General Hospital von Manyemen, Kamerun.

die Lepra sichtbar wurde. Ihr Bruder John Mba ist Lehrer. Als letztes Jahr die Dorfschule geschlossen wurde, hat ihm die Kirche eine andere Stelle angeboten. Er aber wollte sein Dorf nicht verlassen und unterrichtet nun Kinder und auch Erwachsene ohne Lohn. Am Sonntag nach dem Gottesdienst wurden wir vom «Big Man» des Dorfes eingeladen. Er ist ein Häuptlingssohn und wird Nachfolger seines alten Vaters, herrscht aber jetzt schon über einige Häuser, viele Frauen und unzählige Kinder.

Am Montag begaben wir uns auf den Rückweg. In Awing, dem Nachbardorf, war gerade Markttag und per Zufall war dort ein Taxi zu bekommen. Zum Abschied kamen die Frauen von überall her, brachten Eier, Bohnen, Mais, Yams, Nüsse etc. und dankten uns für unseren Besuch. Sie sind so froh über alles, was sie von Paulina lernen dürfen. Zum Schluss wurde noch ein grosser Gockel gebracht, der auf meinem Schoss nach Bamenda und weiter nach Manyemen fahren durfte. Unsere Hühner werden sich freuen!

5. März 1974 in Bamenda

Letzter Ferientag: Morgen fahren wir nach Manyemen und übermorgen ans Medicalboard Meeting nach Kumba. Es wird darum gehen, wie die Lepraarbeit weitergehen soll und ob das Allgemeine Spital einen zweiten Arzt bekommen könnte. Von der Regierung kam die Bestimmung, dass Leprasiedlung und Spital zum Administrationszentrum für die ganze Südwest-Provinz werden sollen.

10. März 1974 in Manyemen

Es war eine sehr gute Versammlung. Zu Basels Vorschlag sagten aber alle ein deutliches Nein. Zum zweiten Arzt meinen die Herren vom Komitee, der Lepraarzt solle auch noch im Allgemeinen Spital mithelfen, was ja wirklich ein Ding der Unmöglichkeit ist.

23. März

Ich bin wieder einmal am «Übernehmen». Nächste Woche fliegt unsere Oberschwester nach Deutschland und ich werde die erste europäische Schwester sein, die für eine längere Zeit allein (neben dem Arzt) für die Organisation des Spitals die Verantwortung übernehmen wird. – Es ist eine Genugtuung, das erleben zu dürfen, nachdem wir uns seit Jahren für die Kamerunisierung eingesetzt haben. Alle Abteilungen, Operationssaal, Labor, Geburtenabteilung und Poliklinik funktionieren sehr gut mit unserem ausgebildeten Personal. Ich hoffe auf eine gute Zusammenarbeit. – Die Aufgaben sind streng und so vielfältig, dass ich jeden Abend todmüde, aber zufrieden ins Bett sinke, falls kein Notfall eingeliefert wird. Wir haben einen noch nie dagewesenen Patientenzulauf. An Rekordtagen sind es über 250 Poliklinikpatienten.

5. April 2009, Beatenberg

Für mich zeigt die Begegnung mit den einfachen Menschen im entlegenen Busch, wie sehr der Glaube verbindet. Was es mit der damaligen «Bewe-

gung» auf sich hatte, zeigt das Beispiel mit den vielen Meinungsverschiedenheiten zwischen hier und dort. Leider hört man nicht mehr viel Erfreuliches von Manyemen. – Haben wir damals alles falsch gemacht, hat uns der Glaube zu wenig bewegt?

«INS WASSER FÄLLT EIN STEIN...UND IST ER NOCH SO KLEIN, ER ZIEHT DOCH WEITE KREISE» (M. SIEBALD)

Maria Schlenker¹⁵

Von 1960 – 1972 habe ich in Kamerun mit Frauen der Presbyterianischen Kirche in Kamerun (PCC) gearbeitet, anfangs in Besongabang/Mamfe, später im Grasland von Bafut, danach in Victoria (heute Limbe), ab Mitte 1964 in Kumba im Arbeitsbereich PCC ‚Waldland‘, einige Jahre auch als Generalsekretärin der Frauenarbeit.

Im September 1960 kamen wir, Waltraud Lill (verheiratet Haas) und ich auf der Missionsstation Besongabang an mit dem Auftrag, Frauen im Bannyangi-Gebiet Wissen zu vermitteln, das für sie förderlich ist. Gleichzeitig begannen wir mit dem Studium der Duala-Sprache (damals noch «Kirchensprache» im Waldland von Kamerun), die aber fast nur von kirchlichen Mitarbeitern gesprochen wurde, selten von den Frauen. Auch Pidgin war damals unter den Frauen kaum bekannt. Immerhin gab es kleine Anfänge, sodass die Frauen nach unserem plötzlichen Weggang, unter Führung von Emilia Atem, der Ehefrau eines Katechisten, weiterhin regelmässig zusammen kamen (Vgl. «Nyango Emilia – eine Lebensgeschichte», BMDZ 2008).

Eine plötzliche Wende trat ein, als die grosse Missionsstation Besongabang Anfang März 1961 in wenigen Minuten völlig nieder brannte. Es war die Zeit, in der die englisch sprechenden Kameruner in einem Volksentscheid entweder für einen Zusammenschluss mit Französisch-Kamerun oder mit Nigeria an die Urnen gingen – eine politisch ungewisse, explosive Zeit. Ich wurde nun zu Schwester Rosmarie Peter gesandt, die von Bafut aus die Frauen im Grasland unterrichtete.

Ein halbes Jahr lang machten wir diese Arbeit gemeinsam. Wir waren in Gemeinden der Kirchenbezirke unterwegs und führten einwöchige Kurse für Frauen durch. Schwester Rosmarie als Krankenschwester und ich als Diakonin ergänzten uns gut. Die Frage trieb uns um: «Wie können wir erreichen, dass die Frauen vor Ort auch dann regelmässig zusammenkommen, wenn wir weitergezogen sind? Wie können sie sich selbst organisieren und zu bestehenden Gruppen in ihren Gemeinden werden?» Wir hat-

¹⁵ Diakonin/Katechetin, Heidenheim (Baden Württemberg), von 1960 bis 1972 für die Frauenarbeit in Kamerun

ten Berichte der Frauenarbeit in Ghana und Ost-Nigeria. Sollte solches nicht auch in Kamerun möglich sein?

Wegen der ungewissen politischen Lage musste ich im September 1961 nach Victoria zu Schwester Anni Maurer umziehen. Schwester Rosmarie Peter trat einen Heimaturlaub an. Doch vorher wollten wir noch einiges für die Frauen festmachen. So führten wir im August 1961 den ersten Leiterinnenkurs während der Schulferien in der Mädchenschule Bafut durch. Wir hatten uns gut vorbereitet und alle Lektionen vervielfältigt. Singen, Bibelarbeit, Hygiene, Säuglingspflege, Handarbeiten – für jede Gruppe zum Mitnehmen. Mit unserem Anliegen der Gründung von Frauengruppen – der Christian Women Fellowship (CWF) – erfuhren wir begeisterte Zustimmung. Das Motto jenes Kurses wurde zum Motto der ganzen Bewegung: «Dienet dem Herrn mit Freuden» (Psalm 100), das wir als Kanon singen lernten und in unser Emblem aufnahmen.

Ich zog nach Victoria und konnte mit Schwester Anni Maurer die Frauen in Gemeinden an der Küste, im Bakossi und im Banyangi besuchen. Überall weckte ich das Interesse für eine organisierte Frauenarbeit und für die Ausbildung von Leiterinnen. Die Frauen waren begeistert. Irgendwie war die Zeit dafür reif. In diese Zeit fiel auch der Beginn des Weltgebetstags, den wir 1962 zum ersten Mal feierten. Schwester Anni musste jedoch 1962 gesundheitshalber in die Schweiz zurückkehren.

Nach Schwester Rosmaries Rückkehr aus dem Heimaturlaub luden wir auch Frauen aus Gemeinden des Waldlandes zu einem Leiterinnenkurs in Kumba ein: 70 liessen sich rufen! Auch in den folgenden Jahren organisierten wir während der Ferien Leiterinnenkurse in den Schulen, die einzige Möglichkeit für viele Teilnehmende.

1964 kam Anna Frank als neue Mitarbeiterin. Wir hatten noch keine feste Bleibe: Victoria, dann Kumba Station, Kumba Presbyterian Secondary School bis wir dann 1967 mit einem grossen Fest in unser neu gebautes (schwer erkämpftes) Frauenzentrum einzogen. Hier war nun unser Büro, hier fanden die Frauenkurse statt, hier war ein gewisses Zuhause für die Frauen. Dennoch waren wir noch sehr viel unterwegs zu lokalen Frauenkursen in allen Süd-West Presbyteries (also: die Kirchenbezirke im "Waldland" des Englisch-sprechenden Kamerun) Presbyteries, zu Fuss, im Auto und per Boot.

Über diese Anfangsjahre habe ich nun ausführlicher berichtet. Es ist gut, dass auch meine damaligen Mitarbeiterinnen ebenso über ihre Tätigkeiten in der Frauenarbeit schreiben und Vieles ergänzen. Von Anfang an waren wir und unsere Arbeit eingebunden in die kirchlichen Strukturen. So hatten wir für die Frauenarbeit unsere Statuten der Synode vorgelegt, die diese 1961 annahm und damit in ihre Verantwortung aufnahm. Von Anfang an bat ich die Kirchenleitung, mir eine fähige Kamerunerin zur Seite zu stellen, doch machte mir der Synod Clerk wenig Hoffnung. Junge Frau-

en mit Sekundarschul-Ausbildung gab es nur wenige. Damals war die einzige Sekundarschule für Mädchen in Okoyong bei Mamfe. In dieser Schule unterrichtete ich Evangelische Religion, während ich in Besongabang wohnte. Dort war Miss Grace Akweh (verheiratet Eneme) Studentin. Sie traf schon damals für sich die Entscheidung, nach ihrer Ausbildung in der Frauenarbeit der Kirche mitzuarbeiten und blieb dabei! Wir danken Gott für solch treue und engagierte Mitarbeiterinnen. Ausser Grace erinnere ich mich an Helen Atem (verheiratet Chendi), Frieda Maliwa und die langjährige unvergessene Generalsekretärin Elizabeth Gana. Gott hat die Frauenarbeit in Kamerun reich gesegnet!

Die Frauenarbeit hat sich wunderbar weiterentwickelt, in die Breite und in die Tiefe. Ich erinnere an die jährlichen Versammlungen («Rallies»), die mit allen Frauengruppen in den Presbyteries stattfinden und auf die die Frauen sich sorgfältig vorbereiten. Die Bibelarbeiten des Jahres stehen jeweils unter einem biblischen Leitvers, den die Gruppen vertonen, dazu Chorusse und Lieder komponieren in ihrem Rhythmus und ihren Sprachen. Viele dieser Lieder werden weiterhin gesungen. Welch ein Schatz für die Kirche!

Es war für mich ein gegenseitiges Lernen, Geben und Nehmen, das mich auch in späteren Aufgaben, zum Beispiel im Sudan begleitete und das in Afrika auch über die Grenzen hinweg Begegnungen schaffte. So auch zwischen den Frauen in Kamerun und den Frauen in Sudan.

Die Frauenarbeit in Kamerun ist gross geworden, gewachsen aus kleinen bescheidenen Anfängen, mit Liebe, im Glauben und in Treue. Die Frauen selbst erinnern dabei immer an das Gleichnis vom Senfkorn (Math. 13,31f.). Sie strahlen eine Freude aus, die ansteckt, trotz ihres oft harten arbeitsreichen Lebens. In ihren Uniformen bekennen sie sich weit sichtbar zur kirchlichen Frauenarbeit. Mit ihrem Gruss, den sie sich im Wechsel zuzurufen, erinnern sie sich gegenseitig an Christus und bekennen sich zu ihm: «Ist jemand in Christus, so ist sie eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden» (I. Kor. 5,17).

MEINE BEGEGNUNG MIT FRAUEN IN BAMENDA UND BAFUT

Margarete Hengstler¹⁶

Im Frühjahr 1969 wurde ich angefragt, ob ich nicht in der Frauenarbeit der Presbyterianischen Kirche (PCC) in West-Kamerun mitarbeiten könnte. Es würden jetzt gerade Mitarbeiterinnen gesucht.

¹⁶ Einsatz für Frauenarbeit in Kamerun

Da ich die letzten Jahre im Libanon und in Jordanien verbracht hatte und ich wieder eine sinnvolle Arbeit im Ausland annehmen wollte, kam mir diese Anfrage gerade recht.

Ich wurde aufgefordert, mich bei der Basler Mission in Stuttgart zu melden. Nach eingehenden Gesprächen kamen wir zu dem Schluss, dass ich trotz meiner schweren Herzoperation diese Stelle annehmen wollte, wenn das Tropeninstitut in Tübingen damit einverstanden wäre. Inzwischen war ich zur Vorstellung in Basel im Missionshaus. Auch dort verliefen die Gespräche sehr positiv, und sie meinten, da ich ja Katechetin von Beruf sei, wäre ich an der richtigen Stelle. Nur mit einer Ausnahme: Ich durfte nicht im Waldland arbeiten, sondern musste mich auf das Grasland vorbereiten.

Nach einem Sprachaufenthalt in London und in Selly Oak, Birmingham kam die letzte Phase der Vorbereitung in Basel. Mit der Aussendung im Basler Münster war es dann beschlossene Sache, dass ich so bald als möglich ausreisen sollte. Mit mir fuhren noch 5 weitere Kandidatinnen mit dem Schiff nach Douala in Kamerun. Dort wurden wir von den Mitarbeitern herzlich willkommen geheißen.

Am nächsten Tag ging es gleich ins Grasland nach Bamenda, wo ebenfalls ein herzlicher Empfang stattfand. Die ersten Tage und Wochen vergingen nur so im Fluge. In Bamenda traf ich auch meine zukünftige Mitarbeiterin. Aber mit der Arbeit ging es nicht gleich los. Zuerst mussten die beiden Mitarbeiterinnenhäuser fertig gestellt werden, dazu kam noch ein neues Frauenzentrum wo wir Kurse für Leiterinnen abhalten konnten. Im Herbst fuhren wir dann zu den einzelnen Gruppen im Grasland, um dort kurze Kurse abzuhalten. Ich lernte Landrover fahren, auch in der Regenzeit, wo wir manches Mal steckenblieben.

Im Frühjahr stellte sich heraus, dass die Mitarbeiterin in Bafut, im so genannten «Home Making Centre» (HMC) erkrankt war und nach ihrem Heimaturlaub nicht mehr weiterarbeiten konnte. So blieb ich teilweise mit ihr zusammen, um die Arbeit dort kennen zu lernen. Das HMC gehört zur Frauenarbeit der Presbyterianischen Kirche in Kamerun.

Im HMC wurden junge Frauen und Mädchen eingeladen, an einem Haushaltungskurs von 6 oder 4 Monaten teilzunehmen. Die Teilnehmerinnen waren meistens jung verheiratete Frauen, deren Ehemann eine höhere Position hatte und von ihren Ehefrauen erwartete, dass sie die nötige Ausbildung mitbrachten.

Diese hatten die meisten jungen Frauen und Mädchen jedoch nicht. Es war nun unsere Aufgabe. Wer noch nicht schreiben oder lesen konnte, sollte wenigstens den eigenen Namen schreiben können und in der Lage sein, zu lesen, was auf den Verpackungen der Lebensmittel (zum Beispiel auf Büchsen) steht.

Auch sollten sie wissen, wie man ein christliches Haus führt, Kinder christlich erzieht. Dazu kam noch, dass sie ernährungswissenschaftlich kochen lernen sollten, weiterhin, wie man eine Farm sinnvoll betreibt, was angepflanzt werden kann, auch zum eventuellen Weiterverkauf auf dem Markt. Dazu diente unsere Heimfarm mit Garten, wo wir Kokojams, Mais, Bohnen und Erdnüsse anpflanzten. In einem Teil des grossen Grundstücks wuchsen Bananen, Plantains und Ananas, ebenso hatten wir Quawas und Avokados angepflanzt. Daraus konnte man Obstmus oder Marmelade kochen.

So hatten wir eine weite Spannweite, was vor allem den Frauen zugute kam, die noch nicht lange selbstständig einen eigenen Haushalt führen mussten.

Nähen, Sticken, Stricken und Häkeln waren ebenfalls im Stundenplan enthalten. Dies wurde eine Einnahmequelle, wenn die Frauen ihre Handarbeiten selbst anfertigen oder sie gar verkaufen konnten. Ganz besonderen Wert legten wir darauf, dass die Frauen, die ihre Kinder mitbrachten oder sie sogar in Bafut zur Welt brachten, ihre Kinder richtig ernährten. Dies erreichten wir dadurch, dass jeweils 2 Mütter, ob mit oder ohne Kind, täglich für die Kleinen kochten. Jeweils 4 Teilnehmerinnen kochten für alle 24 Frauen. Andere hatten Reinigungsarbeiten zu machen, andere waren im Spüldienst eingeteilt.

Der Stundenplan so eingeteilt, dass es morgens um Theorie ging und nachmittags Handarbeit unterrichtet wurde. Alle wohnten zusammen auf dem Gelände. Diese grosse Aufgabe war nur mit Hilfe von zwei kamerunischen Lehrerinnen zu bewältigen.

Da die Gebäude sehr alt waren, beschloss das Komitee der Frauenarbeit, neue Häuser zu bauen. So wurde ein Schlafhaus mit Wohnzimmer und Toilettenanlagen gebaut. Wir waren froh, von den Stockbetten wegzukommen und alle waren in den 4-Bett-Zimmern glücklich. Auch ein neues Schulhaus mit zwei Klassenräumen und einem Lehrerzimmer wurde gebaut. So konnte nun zweigleisig unterrichtet werden.

Etwas Besonderes hatte das HMC: ein Modelhaus. Es war wie ein kleines Einfamilienhaus, gebaut mit Schlafräum, Wohnzimmer, Bad, Toilette und einer kleinen Küche. Hier wohnten dann immer 4 Kursteilnehmerinnen für 4 Wochen, um einmal als Familie so zu leben, wie sie unterrichtet worden waren.

Leider musste diese Arbeit aufgegeben werden und an der Stelle des Modellhauses ist nun eine Schule für Mädchen gebaut worden. Dort können sie sich mit einem Abschlussexamen auf ihre zukünftigen Berufe vorbereiten.

Zum Schluss noch eine kurze Geschichte aus dem Alltag des HMC: Einmal meldete ein angesehener Geschäftsmann von Bamenda seine erste Frau

an. Nach Abschluss des Kurses kam er ganz begeistert einige Wochen später in mein Büro und meldete seine zweite Ehefrau an. Und so meldete er nach und nach alle seine Frauen zum Kurs an. Das war für mich eine Freude und der Beweis, dass wir mit unserem Lehrplan auf dem rechten Weg waren.

EIN UNERWARTETER AUFBRUCH IN DIE PRAKTISCHE MITARBEIT IN EINER AFRIKANISCHEN KIRCHE

***Ruth Epting*¹⁷**

Im 15. Jahr meiner Arbeit in der Oekolampad-Gemeinde in Basel werde ich überrascht. Es ist Oktober 1970: Ich werde von der Basler Mission angerufen und angefragt, ob ich bereit wäre, für zwei Jahre nach Kamerun zu gehen, um Herrn Pfarrer Eberhardt Renz zu vertreten. Er musste mit seiner schwer verunfallten Frau und zwei kleinen Knaben sofort nach Europa kommen. Im Theological College in Nyasoso ist kein europäischer Theologe mehr, nur ein Lehrer, der einige Zeit in St. Andrews/Schottland studiert hat. Die Basler Mission ist in Schwierigkeiten, weil kein Theologe mit Familie sofort diese Aufgabe übernehmen kann. Besprechungen mit meinen Kollegen in der Oekolampadgemeinde und mit der Basler Kirche folgen. Ich kann zwei Jahre Urlaub bekommen und dann in die Gemeinde zurückkehren. Am 25. Dezember halte ich noch Gottesdienst in der Thomaskirche und am 4. Januar 1971 beginne ich meine Aufgabe in Nyasoso. Für die Kamerunerkirche war dieser Entscheid enttäuschend. «Kann eine Frau diesen Dienst ausfüllen?» Sowohl die Studierenden als auch die Kirchenleitung zweifelten an meinen Fähigkeiten. Es waren die grundsätzlichen Fragen, die ich schon 14 Jahre in Basel durchstehen musste, bis ich gewählt wurde. Ich war aber sehr froh, dass nach Gesprächen und ersten Unterrichtsstunden die Ablehnung wich und ich positiv mitarbeiten konnte.

Was sollte ich unterrichten? Ich dachte an praktische Theologie und Seelsorge. Das lehnte aber der Dekan ab: «Von Seelsorge in Afrika verstehst Du nichts». So wurde ich für «Neues Testament» und «moderne Strömungen gebeten» und habe auch Französisch unterrichtet. Als Frau fühlte ich mich auch für die Schulung der jungen Pfarrfrauen verantwortlich, die mit ihren Männern auf dem Campus lebten. Mit der Zeit ist ein richtiger Lehrgang entstanden, der noch heute angewendet wird.

Nach zwei Jahren kehrte ich nach Basel zurück als eine andere Person. Die Erfahrungen in einem anderen Kontinent unter afrikanischen Männern und Frauen hat mir den Blick geweitet und auch gezeigt, wo wir Europäerinnen und Europäer in unserem Gehäuse stecken und nicht sehr beweglich sind. Die Rückkehr in die alte Gemeinde war darum nicht sehr leicht. Als ich

¹⁷ Einsatz als Dozentin im Theological College in Nyasoso zwischen 1971-1973

kurz danach die Bitte der Basler Mission erhielt, ihnen bei der Umstrukturierung des Missionsseminars zu einem Begegnungszentrum zwischen «Erster» und «Dritter Welt» zu helfen, war ich bereit. Sechs nicht einfache Jahre habe ich noch bis zu meiner Pensionierung erlebt, die mich immer wieder nach Afrika und einmal auch nach Südostasien führten. Die Verbindung zu Kamerun und ihren Frauen blieb lebendig. 1992 wurde ich gebeten, zur Graduierung der ersten drei Theologinnen zu kommen. In einigen Fächern habe ich sie geprüft und mich sehr gefreut, dass jede auf ihre Weise das Pfarramt als Möglichkeit ihres Dienstes und Lebens sahen. Die Verbindung ist geblieben, auch wenn ich mich hauptsächlich für die Frauenfrage in Europa einsetze. Meine vielen Reisen mit meinem kleinen «Deux Chevaux» haben mir geholfen, die Verhältnisse in Kamerun hautnah zu erleben und mit dem Christian Women Fellowship (CWF) bis heute in Verbindung zu bleiben.

Zuletzt war ich 2001 in Kamerun, anlässlich des 40-jährigen Jubiläum des CWF. Über die lebendige Arbeit der Tausenden von Frauen, darunter auch etwa 50 Theologinnen, habe ich mich sehr gefreut.

ES WAR SAMSTAGNACHMITTAG

Sr. Margrit Schmid¹⁸

Sobald die Sonne aufging, stellte der Ehemann der schwerkranken Frau Wasser auf die Wiese vor dem Spital Acha Tugi im Grasland von Kamerun. Am Nachmittag dann, wenn das Wasser warm war, badete er darin sein eineinhalbjähriges Töchterlein. Er hatte alle Hände voll zu tun. Solange das kleine Mädchen noch auf seiner Matte unter dem Bett der Mutter schlief, wusch er sorgfältig mit seinen grossen starken Bauernhänden seine Frau. Dann war die Wäsche der Tücher an der Reihe, die er zum Trocknen auf der Wiese ausbreitete. Mit dem Kind auf den Armen machte er sich auf zur Kochstelle, um für alle drei das Mahl zu bereiten. Er war ein einfacher Mann, nur mit Lendenschurz bekleidet. Seine Zähne waren zugespitzt und die Haare schon länger nicht mehr geschnitten worden. Er kam aus einer Gegend, die die Zivilisation noch nicht erreicht hatte.

Am Abend, wenn ich mit Schreibaarbeiten im «Staffroom» beschäftigt war, kam er öfters herein, setzte sich mit dem schlafenden Kind auf den Armen auf den Hocker neben den Tisch. Selten sagte er etwas, meistens war er einfach da. Seiner Frau ging es zusehends schlechter. Medizinisch war nichts mehr zu machen. Eines Abends sagte er in seinem einfachen Pidgin: «Ich sehe, meine Frau wird bald sterben. Ich möchte, dass sie getauft wird, sie hat vor ihrer Krankheit mit dem Taufunterricht begonnen.» Beide schwiegen wir wieder, bis er nach langer Zeit sagte: «Sie ist mir so lieb

¹⁸ Einsatz zwischen 1965 und 1975 im Spital Acha Tugi, Kamerun, als Krankenschwester.

wie mein Auge, und ich möchte, dass sie im Himmel auf einem schönen Stuhl sitzen kann.»

Am nächsten Tag, einem Samstag, kam er wieder auf mich zu mit seiner Bitte. Wir hatten jedoch kein Telefon, und unser Pfarrer musste neben dem Spital noch sieben andere Gemeinden versorgen. Ich besprach mich darum mit dem Kirchenältesten, einem Mitarbeiter im Spital. Er verstand, die Sprachtrommel zu schlagen. In einem der Dörfer fand an diesem Tag eine Jugendrallye der Kirche statt. Einer der dort anwesenden Pfarrer verstand das Trommelsignal. Er setzte sich auf sein Motorrad und fuhr zu uns ins Spital. Er war überrascht von der Bitte des Mannes. Die Frau war noch bei Bewusstsein. Nach einem guten Gespräch mit ihr war er bereit, sie zu taufen. Alle Patienten, die gehen konnten, versammelten sich im grossen Krankensaal bis vor die Türe, sangen, lobten Gott und beteten. Und an einem ganz gewöhnlichen Samstagnachmittag tat sich für sie der Himmel auf.

7 JAHRE DER FETTEN KÜHE – GENÄHRT VOM LEBENSMUT KAMERUNISCHER FRAUEN

Züsi Schnyder-Scheuermeier¹⁹

Ob ich mich an unsere Kamerun-Zeit besser erinnere als an meine Kindheit? Oder kam ich damals am 20. Januar 1967 beim Landen auf der Graspiste bei Bali neu zur Welt? Einer mir völlig fremden Welt, auf die wir zwar wohl vorbereitet waren, dennoch war ich beim ersten Eindruck von der Sorge bewegt, ob ich die Menschen hier je würde voneinander unterscheiden lernen. Mit Erstaunen sah ich aber, wie freundlich wir begrüsst wurden, als wären wir Altvertraute, ja Erben einer gemeinsamen Geschichte. Die alte Missionsstation war unser erstes Zuhause, wo wir mit unseren neuen Missionsgeschwistern bei unserem Nachbarn Mr. Njinimbam die Kirchensprache Mungaka lernen durften.

Kamerunisch hübsch wurden wir zwei neuen Frauen eingekleidet von Mrs. Njinimbam, eine grossartige symbolische Handlung, die uns später bei vielen festlichen Gelegenheiten begegnete und immer von menschlichem und schneiderischem Geschick der Frauen getragen war.

Während mein Mann auf ausgedehnten Buschtouren in seine Arbeit eingeführt wurde, sass ich gut betreut von unserem wunderbaren Koch mit zwei kleinen Kindern da und sehnte mich nach einer Aufgabe, die über das Häusliche hinausging. So kam es, dass ich im Gehöft des Stammeskönigs ab und zu mit seinen Frauen aus Stoffresten Bébékleidchen nähen durfte, begleitet von einer englisch sprechenden Hauptfrau. Wie gut mir das tat!

¹⁹ Einsatz zwischen 1967 und 1974 in Kamerun

Als wir nach einem knappen Jahr nach Bamenda umzogen, war meine Aufgabe klar: Als geschulte Betriebsleiterin half ich beim Aufbau des eben in Betrieb genommenen Laienschulungszentrums der Presbyterianischen Kirche, das mein Mann mit Pfarrer Aaron Su, dem Pionier dieser jungen Kirche, leitete. Es war eine erfüllte Zeit. Wir waren umgeben von erfahrenen Ratgebern: Männern und Frauen, Kamerunern und «Fraternal Workers». Ich erwartete und bekam zwei weitere Kinder bei bester Betreuung durch die Schwestern in Bafut. Wir hatten wunderbare Hilfen im Haus, waren Umschlagplatz für unzählige Gäste und gehörten zur damals noch zahlreichen Nachfolgegeneration der alten «lebenslänglichen» Missionare. Die 7 Jahre in Kamerun, unterbrochen durch einen halbjährigen Urlaub in der Schweiz, erschienen mir wie die 7 Jahre der fetten Kühe. Es war viel Aufbruchsstimmung; wir waren voll beschäftigt und voller Hoffnung.

Meine Bewunderung galt den Frauen, die ihr Leben als Bäuerinnen, Ernährerinnen und Mütter grosser Familien standfest und heiter meisterten. Ich gehörte keiner kirchlichen Frauengruppe an, sah aber, mit welchem Geschick sich Frauen zusammentaten, um Schicksalsschläge zu bewältigen, finanzielle und gesellschaftliche Benachteiligungen anzugehen und ihre Stimme in der Kirche zur Geltung zu bringen. Mit ihrer Präsenz, ihrem Singen und Tanzen gaben sie ihrer Freude Ausdruck, als vollwertige Mitglieder der Christengemeinschaft dazu zu gehören. Ein Beispiel wirksamer Frauenhilfe berichtete uns Dorothy, unsere gute Bekannte. Ihr Mann war schwer erkrankt, und sie hatte ihn während Monaten aufopfernd gepflegt. Als er starb, tauchten die Angehörigen des Mannes auf und erklärten, dass sie mit den Kindern das Haus verlassen müsse.

Nach Tradition gehöre das Haus und aller Besitz ihnen, da sie ja seinerzeit den Brautpreis für sie bezahlt hätten. Sie übten enormen Druck aus. Dorothy, sofort umgeben und unterstützt von den Mitgliedern ihrer Frauengruppe, konnte sich wehren und fand bei der juristischen Beratung der Christian Women Fellowship (CWF) Bewegung Hilfe, denn nach heute gültigem Gesetz sei dieser Familienanspruch strafbar. Dorothy erlaubte den Leuten dem Frieden zuliebe alles, was sie wollten, aus dem Haus zu tragen, sie aber durfte mit ihrer Familie im Haus bleiben, die sie nun allein durchbringen musste.

Als wir 1974 im kirchlichen Zentrum verabschiedet wurden, hatte ich, ermuntert von den Frauen, auf einem Zettel ein paar Stichworte in Mungaka festgehalten für den Fall, dass ich auch zu einer kleinen Rede aufgefordert würde. Wohl erhielt ich einen prächtig geschnitzten Tisch als Dank für meine Mitarbeit, um ein Wort aber fragte mich niemand. Dass ich meine kleine Rede wahrhaftig 18 Jahre später in der Kirche in Bali gehalten habe, unter Gelächter und Mithilfe der Notablen, die uns als Afrikareferenten beim Antrittsbesuch des Präsidenten der Basler Mission und seiner Frau empfangen, das freut mich noch heute.

«Schicke dein Brot übers Wasser, es kehrt zurück, wenn auch nach vielen Tagen.» Diesen Satz aus der Bibel wählte unsere älteste Tochter als Konfirmationsspruch. Bis heute erscheint mir dieser Spruch als eine in Kamerun erlebte Wirklichkeit. Wohl hatten wir uns nach Kräften eingesetzt. Ich erwähne nur zwei Brotbrocken, die wir «schickten»: Meine kamerunische Nachfolgerin konnte aufgrund meiner Berechnungs- und Planungserfahrung den wechselnden Verpflegungsanforderungen im Kirchenzentrum kostengünstig gerecht werden. Unser Goldstück von einem Kindermädchen machte nach unserer Abreise mit der von uns geschenkten Schreibmaschine Karriere. Wie reich beschenkt wir aber heimkehrten, berührt von der Ahnung afrikanischer Lebensweisheit, angesteckt vom Lebensmut und dem tätigen Gottvertrauen von Frauen, befreundet mit Persönlichkeiten wie Elisabeth Gana und Grace Eneme, die die kamerunische Frauenbewegung mit Schwung und grosser Weisheit führten, das ist Brot, das uns nährt und uns bis heute in dankbarer Bewegung hält.

Als Rückkehrer in die Schweizer Wohlstandsgesellschaft bleibt uns in Erinnerung, mit wie viel weniger als bei uns üblich man zufrieden sein kann. Die Sehnsucht nach Gerechtigkeit und politischer Erneuerung in Afrika wie auch bei uns hier in Europa hält uns wie viele, die wie wir in Kamerun im Einsatz waren, wach. Ich selbst half nach unserer Rückkehr an unserem ersten Wohnort in Spiez den «Weltladen» zu gründen. Im Afrikareferat der Basler Mission bemühte ich mich, den Beitrag der «mit ausgereisten Ehefrauen» sichtbar zu machen. In der Frauenkommission wirkte ich mit, dass die Frauenstelle der Basler Mission auf 100 Stellenprocente ausgebaut wurde. Heute erfreue ich mich daran, mit vielen anderen zusammen einfachere Lebensformen, solidarische Weltoffenheit und Heiterkeit einzuüben und mit unseren Enkeln Mungaka-Lieder zu singen.

IMPRESSUM

Herausgeber

mission 21
evangelisches missionswerk basel
Missionsstrasse 21
4003 Basel
© Juni 2011

Verantwortlich

Pfrn. Dr. Meehyun Chung
Leiterin Stabsstelle Frauen und Gender
mission 21
evangelisches missionswerk basel
Missionsstrasse 21
4003 Basel

Tel: +41 61 260 22 57 ;Fax: +41 61 260 22 68
E-Mail: meehyun.chung@mission-21.org
www.mission-21.org

Spendenkonto

Schweiz: Postcheck-Konto 40-726233-2
Deutschland: Sparkasse Lörrach-Rheinfelden,
BLZ 683 500 48, Kontonummer 1032333

